Staatl. Bibliothek
Regensburg

III

111
~~1410 1~~

38f.

6

Moral

in

Beispielen für die Jugend

von

C. Z.

Dritte mit 19 Kupfern versehene Auflage.

Berlin, 1799.
in der Felischischen Buchhandlung
an der langen Brücke.

Staatl. Bibliothek
[illegible]burg

Inhalt.

Seite

1. Kinder müssen sich schon frühzeitig mit nützlichen Sachen beschäftigen. 1.
2. Vergnügungen müssen erst nach der Arbeit genossen werden. 9.
3. Gefährliche Spiele muß man vermeiden. 15.
4. Auch bei Pferden müssen Kinder sehr behutsam seyn. 20.
5. Kein Kind muß ohne Aufsicht der Aeltern oder anderer verständiger Personen ein Gewehr nehmen. 24.
6. Wenn man sich erhitzt hat, muß man weder trinken, noch auf eine andere Art sich erkälten. 29.
7. Unmäßiges Essen, Trinken und Leckereien ziehen Krankheiten nach sich, ja oft den Tod. 36.

Seite

8. Es ist schändlich, Thiere zu quälen. 47.
9. Weder Kinder, noch Erwachsene müssen sich in Furcht und Schrecken jagen, denn das hat die traurigsten Folgen. 56.
10. Man muß niemand wegen eines körperlichen Gebrechens verspotten. 85.
11. Durch Eigensinn und Widerspenstigkeit ziehen sich Kinder Verachtung und Schaden zu. 92.
12. Der Unhöfliche ist nirgends wohl gelitten. 101.
13. Ein gutes Herz erwirbt Freundschaft und Liebe. 107.
14. Die kindliche Liebe bleibt nicht unbelohnt. 125.
15. Zanksüchtige machen sich überall verhaßt. 156.
16. Mit Licht und Feuer muß man sehr vorsichtig seyn. 160.
17. Wie edel ist es, schon in frühen Jahren die Pflicht des Wohlthuns zu üben! 165.
18. Folge denen, die älter und klüger sind und mehrere Erfahrungen haben, als du. 173.
19. Wer sich in der Jugend ordentlich und reinlich gewöhnt, bleibt es auch in ältern Jahren. 184.
20. Es ist ein Unterschied, Thorheiten bisweilen zu sehen, und wirklich Theil daran zu nehmen. 194.

1.

Kinder müssen sich schon frühzeitig mit nützlichen Sachen beschäftigen.

Ludwig B., der kleine fünfjährige Sohn eines ehrlichen Böttchers, ist ein muntrer, lustiger, aber auch dabei so arbeitsamer Knabe, daß er vom frühen Morgen an seinen Vater und seine Mutter mit Bitten angehet, ihm Arbeit und

nützliche Beschäftigung zu geben. Ja, wenn sich bei seinen Aeltern nichts findet: so gehet er zu den übrigen im Hause wohnenden Personen, und bittet da so herzlich, daß man ihn doch irgend etwas arbeiten lasse. Das, was er vornimmt, verrichtet er so klug und ordentlich, daß seine guten Aeltern die schöne Hoffnung haben können, diesen jetzt so thätigen Knaben einst als geschickten und brauchbaren Jüngling zu sehen. Die Leute aus der Nachbarschaft und auch andere, die ihn kennen, lassen ihn oft zu sich kommen, und unterhalten sich Stunden lang mit ihm, denn er ist gar nicht so, wie die meisten andern Knaben sind. Z. B. Wenn er etwas machen siehet, was er noch nicht gesehen hat, so fragt er: wozu das diene? wie man es mache? und dergleichen mehr. Da er so wißbegierig ist, so ist er auch schon mit vielen nützlichen Dingen bekannt; und Leute, die ihn zum ersten Mahle sehen und hören, erstaunen nicht selten. Hat er einmal einen Fehler aus Unvorsichtigkeit begangen, und siehet es von selbst ein, oder wird daran erinnert; so ist er ganz betrübt und niedergeschlagen; bittet auf das herzlichste um Verzeihung, und ruhet nicht eher, bis er etwas recht

Gutes gethan, und auf die Art seinen begangenen Fehler wieder verbessert hat. Wenn dieser Ludwig B. so fortfähret, wie er auch gewiß thun wird: o, was für ein guter und brauchbarer Mensch wird er einst werden!

Ganz anders ist Peter, denn ob er gleich schon zehn Jahr alt ist, so bringt er beinahe den ganzen Tag mit Nichtsthun hin. Des Morgens kann ihn kein Mensch aus den Federn bringen, und wenn er endlich mühsam herausgekrochen ist: so geht und steht er in der ersten Stunde noch immer wie ein Träumender; sieht und hört nicht, was um ihn her vorgeht; oder er ist mürrisch und hat nicht einmal die Lust, sich anzukleiden. Selten hat er das, was in der Schule aufgegeben worden ist, gelernt, denn er ist zu Hause eben so wenig fleißig, als in der Schule aufmerksam; daher kommt es, daß er für sein Alter noch höchst unwissend ist. Er zeigt bei keiner Gelegenheit die geringste Wißbegierde; es ist ihm auch ganz einerlei, ob er gelobt oder getadelt wird. Seine Hauptbeschäftigung den ganzen Tag über besteht darin, daß er allen Leute, wo er nur kann, Possen und läppische Streiche zu spielen sucht, und sich überall unnütz macht.

Peter wird es noch einmal zu seinem größten Schaden inne werden daß er höchst strafbar gehandelt, und die Zeit, die er zum Lernen und Klugwerden anwenden sollte, so träge und unnütz verschwendet hat. Er wird als ein unbrauchbarer Mensch von allen Vernünftigen verachtet werden.

Die kleine Elise, Peters Schwester, ist hingegen ein fleißiges und arbeitsames Mädchen. So bald sie des Morgens geweckt worden ist, steht sie auf, kleidet sich schnell an und geht in die Schule. Hier ist sie aufmerksam und hört immer auf das, was vorgetragen wird; sie hat auch jedes Mahl ihre aufgegebeue Arbeit. Wenn die Lehrstunden geendigt sind, so wiederholt sie zu Hause das in der Schule gehabte und lernt ihre Aufgabe; alsdenn strickt und näht sie und hilft ihrer Mutter in ihrem Hauswesen. Nie sieht man sie müßig, wohl aber bald mit diesem, bald mit jenem, und immer auf eine nützliche Art beschäftigt. Sie ist schon mit sehr vielen wirthschaftlichen Sachen bekannt; weiß schon von vielen Red' und Antwort zu geben; ja es hat sich schon oft zugetragen, daß sie durch das, was sie

versteht, weit Größere und Aeltere beschämt hat. Ihre Mutter hat auf diese Art täglich Freude an ihr, und wird in der Folge noch immer mehr haben, denn Elise wird gewiß einst ein verständiges und würdiges Frauenzimmer werden.

Es müssen sich wohl manche unter Euch, die Ihr dies leset, den Vorwurf machen, daß sie unthätig und träge sind; oder nur dann. wenn sie dazu gezwungen werden, sich beschäftigen; die gern einen Tag und alle Tage spazieren gingen; gern den ganzen Tag spielten, wenn sie nur dürften. O, liebe Kinder, gewöhnt Euch doch jetzt, da Ihr jung seyd, zur Arbeitsamkeit und zu nützlichen Beschäftigungen! wenn es Euch auch Anfangs sauer vorkommt, so könnt Ihr doch gewiß hoffen, daß es Euch immer leichter werden, ja daß Euch endlich eine jede nützliche Beschäftigung zum Vergnügen werden wird. Wenn Ihr dies Bemühen fortsetzet, Euch immer auf eine gute Art zu beschäftigen: so werdet Ihr es endlich dahin bringen, daß Ihr ohne Arbeit lange Weile habt; ja daß Ihr gar nicht ohne dieselbe seyn könnet. Fangt Ihr aber nicht schon jetzt in Euern Kinderjahren an, Euch zur Ar-

beitsamkeit zu gewöhnen: so wird es Euch immer schwerer und sauerer. Und überdies bedenket einmal, was soll in ältern Jahren aus Euch werden, wenn Ihr nicht schon jetzt eure Zeit gut anwenden und etwas Nützliches lernen wollet? — Mancher, den Ihr als Bettler zerlumpt und zerrissen umher gehen sehet, könnte jetzt in guten Kleidern gehen; brauchte nicht das Brot zu betteln, sondern hätte sein eigenes Essen und Trinken, und würde sich überhaupt in guten Umständen befinden, wenn er in seinen Kinder- und Jugendjahren arbeiten und fleißig seyn gelernt hätte.

Vielleicht aber denken diese und jene unter Euch: „meine Aeltern sind reich und ich bekomme einmahl Geld genug, wozu soll ich arbeiten?“ — O, liebe Kinder, wenn Ihr das denket: so seyd Ihr in einem sehr schädlichen Irrthume! Wie leicht können Eure Aeltern, und wenn sie auch noch so reich und vermögend sind, mit einem Mahle ganz arm werden! und so auch Ihr, wenn Ihr einst selbst in den Besitz großer Reichthümer kommen solltet! — solcher Beispiele gibt es unzählige! Aber gesetzt auch, Euer Geld könnte Euch durch nichts entrissen werden, und

Ihr hättet nicht nöthig, Euch mit Eurer Hände Arbeit zu ernähren, — ist es denn nicht Pflicht für einen jeden Menschen, er mag vornehm oder gering, reich oder arm seyn, daß er die Kräfte, die ihm der Schöpfer gegeben hat, gut anwendet; daß er sich Kenntnisse zu erwerben sucht, durch die er seinen Mitmenschen nützlich werden kann? — Es ist Schande für einen jeden Menschen, er sey wer er sey, wenn er seine jungen Jahre mit Nichtsthun hinbringt, und unwissend und unbrauchbar bleibt. Dieser Schande könnet Ihr entgehen; Ihr könnt Euch Achtung und Liebe bei allen Vernünftigen erwerben, wenn Ihr Euch schon jetzt zum Fleiße gewöhnt. Erkennet es doch mit dankbarem Herzen, wenn Euch Eure Aeltern dazu anhalten! verdanket es Euern Lehrern, wenn sie Euch Arbeit geben! Glaubt nicht, man wolle Euch eine Last auflegen; nein! man meinet es gut mit Euch; es ist Wohlthat für Euch. Machet nur beherzt die Probe, fangt jeden Tag mit dem festen Vorsatze an: „Heute will ich recht fleißig seyn, will brav arbeiten!“ erinnert Euch den Tag über recht oft an dies Versprechen, und fragt Euch Abends ehe Ihr zu Bette gehet, ob Ihr auch Wort gehalten habt.

Auf diese Art macht es alle Tage, und Ihr werdet bald finden, daß Euch nicht wohler seyn wird, daß Ihr nicht froher und vergnügter seyn werdet, als wenn Ihr fleißig und arbeitsam gewesen seyd.

2.

Vergnügungen müssen erst nach der Arbeit genossen werden.

Arnold und Emil, zwei muntre Knaben, waren sich einige Tage selbst überlassen, weil ihr Hofmeister verreis't war. An einem dieser Tage kam ihr Vater früh Morgens zu ihnen, um zu sehen, womit sie sich beschäftigten.

Sie saßen Beide an einem Tische und spielten im Damenbrete. Dies gab zu folgendem Gespräche Anlaß.

Vater. (mit einer bedeutenden Miene) Wie, meine Söhne ihr spielet? — ich hoffte, daß ich euch bei euern Büchern finden würde.

Arnold. Wir thun ja nichts Böses, lieber Vater.

Emil. Sie haben es uns ja selbst erlaubt; haben es uns noch nie verboten.

V. Sage mir einmal, lieber Arnold, thut derjenige wohl nichts Böses, der das Gute unterläßt?

A. O ja, er thut etwas Bösrs; allein Sie sagten ja neulich selbst, daß das Spiel gut sey.

E. Und setzten sogar noch hinzu, daß es nothwendig sey.

V. (lächelnd) Ihr habt das wohl behalten, meine Söhne; aber wißt ihr auch noch, was ich vorher sagte?

A. } zugleich { Ich kann mich nicht besinnen.
E. } zugleich { Das weiß ich wirklich nicht.

V. Wenn eher pflegt Christoph, unser Gärtner, unter den großen Apfelbaum sich niederzulegen?

E. Wenn er von der Arbeit ausruhen will.

V. Habt ihr schon ein einziges Mahl gesehen, daß er früh Morgens, ehe er gearbeitet, sich niedergelegt und ausgeruhet hat?

A. Nein.

E. Noch nie.

V. Wenn er es aber thäte?

A. So würde er sehr unrecht thun.

E. Sie würden es gewiß nicht leiden.

V. Und warum nicht?

A. Weil noch keine Zeit dazu wäre.

E. Er muß ja erst vorher seine Arbeit gemacht haben.

K. Gut. — und wenn er brav gearbeitet hat und sich dann in Schatten setzt und ausruhet — habt ihr wohl ein einziges Mahl gehört, daß ich ihm das verboten habe, oder daß ich nur im geringsten unwillig auf ihn gewesen sey?

A. Niemals, er muß ja wieder Kräfte sammeln: er könnte es sonst nicht aushalten.

E. Ach ja, der arme Christoph schwitzt zuweilen über und über, und freut sich alsdenn recht, wenn er ein wenig ausruhen kann.

V. Noch eine Frage: warum nahm ich in der vorigen Woche Arznei ein?

A, Weil Sie krank waren, und über Mattigkeit in den Gliedern klagten.

V. Warum aber habe ich gestern und heute keine genommen?

E. Sie sind ja nicht krank, sondern gesund und stark.

V. Wenn ich aber dessen ungeachtet Arznei nähme, würde mir dies wohl gut seyn?

A. Gewiß nicht, denn zu viele Arznei schwächt den Körper.

E. Ja, so sagte auch neulich der Doktor selbst.

V. Nun meine Söhne, warum habe ich wohl alle diese Fragen an Euch gethan?

Arnold und Emil sahen einander stillschweigend an, und schlugen dann die Augen nieder.

V. Ihr werdet mich gewiß verstehen und nun einsehen, warum ich mich beim Hereintreten über euer Spielen wunderte. — Ich werde euch gewiß nie ein anständiges Spiel oder ein anderes Vergnügen versagen, wenn ihr es zur rechten Zeit — das heißt nach gethaner Arbeit — genießet. Dann ist es erlaubt, ja sogar nothwendig; denn wollten wir unsere Kräfte ununterbrochen anstrengen; so würden wir uns zur fernern Verrichtung unserer Geschäfte untüchtig machen. Ein Spiel oder ein anderes Vergnügen soll Erholung seyn; es soll das Mittel seyn, uns zu neuen Arbeiten zu stärken und zu ermuntern. Hieraus folgt nun, daß niemand einer Erholung bedarf und sie mit Recht verlangen kann, der sich nicht vorher durch Arbeit ermüdet

hat; daß niemand auf Vergnügen Anspruch machen kann, der nicht vorher fleißig gewesen ist, und seine Geschäfte ordentlich abgewartet hat. Das Gegentheil hat wirklich gefährliche Folgen. Denn so wie man sich durch unnöthigen und zu häufigen Gebrauch der Arznei schadet und den Körper entkräftet: eben so schwächet ein unzeitiger und häufiger Genuß der Vergnügungen Leib und Seele: jener wird faul und träge, diese aber, der edelste Theil des Menschen, wird zu ernsthaften Beschäftigungen ganz unfähig.

Wenn ihr Vergnügungen zur Unzeit und zu oft genießet, meine Söhne, — fuhr der Vater fort: so wird euch auch nie recht wohl dabei seyn, ihr werdet nie so froh und zufrieden seyn, als wenn ihr sie sparsam und zur gehörigen Zeit, genießet. Waret ihr jetzt beim Bretspiel ganz so vergnügt, als sonst, wenn ihr vorher recht fleißig gewesen waret?

A. Nein, das waren wir wirklich nicht.

E. Die Zeit wurde uns dabei lang.

V. Ich freue mich, daß ihr die Ursache davon nun selbst einsehet, und habe das Zutrauen zu Euch, daß ihr nie wieder gegen diese eure eigene Ueberzeugung handeln werdet.

Arnold und Emil versprachen gemeinschaftlich, die väterlichen Lehren auf immer und auf das genaueste zu befolgen. Das Bretspiel kam geschwind an seinen Ort, und dagegen wurden die Bücher herbei geholt.

3.

Gefährliche Spiele muß man vermeiden.

Fritz, ein sehr leichtsinniger und wilder Knabe, sahe einst auf einem Jahrmarkte einen Gaukler, der verschiedene unnütze Künste machte, und auch unter andern sich auf den Kopf stellte und einige Minuten lang in der Stellung blieb. Fritz be-

zeigte vorzüglich über dies Kunststück sein Wohlgefallen. Der Vater, der mit Recht befürchtete, er werde es dabei nicht bewenden lassen, sondern bei der ersten Gelegenheit es nachmachen wollen, zeigte ihm recht deutlich die Gefahr, die hiermit, wie mit allen unnützen Künsten der Art, verbunden wäre, und verbot ihm auf das nachdrücklichste, das Kopfstehen und dergleichen Sachen vorzunehmen. Fritz versprach zwar mit dem Munde, er würde es nicht thun; verlachte aber im Herzen seinen guten Vater, und nahm sich fest vor, bei der ersten Gelegenheit und sobald er allein wäre, sich so lange darin zu üben, bis er es gelernt hätte, Er nahm auch jedes Mahl seine Zeit so gut wahr, daß er nicht dabei getroffen wurde — Nach ungefähr einem Jahre fing er an, über Kopfschmerzen zu klagen, und das einen Tag und alle Tage; ja sie wurden immer heftiger und ließen ihn sogar Nachts nur selten eine Stunde ruhen. Seine vorige Munterkeit verlor sich ganz; nichts vergnügte ihn mehr, es mochte auch seyn, was es wollte. Man kann sich vorstellen, daß die Aeltern sich nicht wenig darüber betrübten. Sie zogen zwar einen verständigen Arzt zu Rathe, aber — alle

angewandte Mittel waren vergeblich. Die Schmerzen und das Brennen im Kopfe waren oft so heftig, daß Fritz sich gar nicht besinnen konnte, sondern völlig wahnsinnig war. Der Arzt gestand auch den betrübten Aeltern, daß alle seine Mühe umsonst wäre, weil er ein Geschwür im Kopfe haben müßte, daß durch einen Fall oder Stoß verursacht worden wäre. Fritz wurde genau befragt, und nun gestand er, daß er das Kopfstehen, Ueberschlagen und dergleichen schöne Dinge für sich getrieben hatte. Jetzt weinte und wehklagte er: „Ach, wär' ich „doch meinem Vater folgsam gewesen!“ — aber es war zu spät, er quälte sich noch viele Monate, und starb endlich unter den entsetzlichsten Schmerzen.

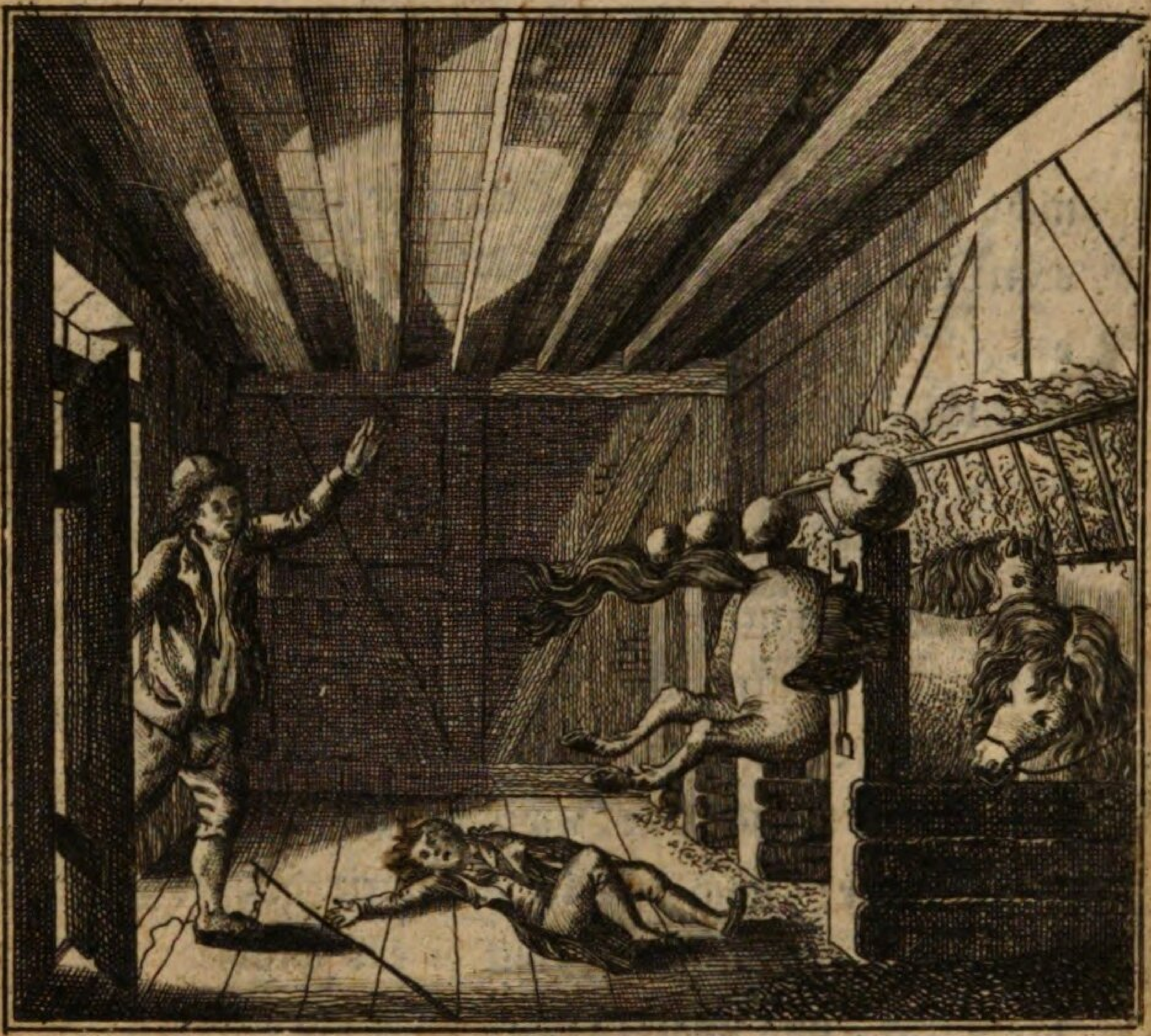
Ein anderer Knabe hatte die böse Gewohnheit, daß er denen, die kleiner waren, als er, entweder von hinten zu unvermerkt auf den Rücken sprang, und sich mit den Beinen fest anklammerte; oder er ließ einen andern auf den Händen und Füßen kriechen, setzte sich auf ihn, und ließ sich von ihm, wie von einem Pferde tragen. Ungeachtet er schon deshalb von verständigen Personen die nachdrücklichsten Verweise

empfangen hatte, weil es nicht nur sehr unanständig war, sondern auch ihm und andern leicht Schaden zuziehen konnte: so unterblieb es doch nicht. Einst ritt er auf einem Knaben, der größer und stärker, als er, war. Mit einem Mahle warf dieser ihn über den Kopf hinab, und so unglücklich, daß er mit dem einen Auge auf ein spitziges aus der Erde hervorstehendes Stück Holz fiel, und so das ganze Auge zerquetschte. Welch ein Anblick war das nun für den Thäter und die andern Kinder! und welch ein Herzeleid für die Aeltern! Er war und blieb blind.

So mußte auch Louise G. die traurigen Folgen der gefährlichen Spiele erfahren. Mit Hülfe einiger ihrer Gespielinnen hatte sie auf dem Boden des Hauses eine Schaukel gemacht, und so oft sie sich heimlich wegstehlen konnte: so vergnügte sie sich auf diese halsbrechende Art, entweder allein, oder mit ihrer Gesellschaft. Halsbrechend war es, wie leider der Erfolg zeigte. Sie hatten nämlich einen Strick, so gut sie ihn bekommen konnten, an den Balken befestigt; diese waren aber der Dachluke so nahe, daß sie beim Schaukeln jedes Mahl mit den Füßen aus dem Loche flogen. Man sollte wirklich

nicht glauben, daß Mädchen, die doch schon von Natur sanft seyn müssen, an einem so wilden und gefährlichen Spiele Gefallen finden könnten; allein sie wurden immer dreister. Eines Tages, da gerade Louisens Aeltern nicht zu Hause waren, belustigte sie sich mit zweien ihrer Schulfreundinnen auf diese Art. Louise saß auf der Schaukel, und ihre Gespielinnen mußten diese vermittelst eines daran befindlichen Strickes in die heftigste Bewegung setzen. „Immer stärker! noch stärker!“ schrie die wilde Louise, und siehe da, mit einem Mahle riß der Strick, und Louise flog, ohne sich erhalten zu können, aus der Dachluke, und — lag todt zerschmettert auf der Erde.

Die armen Aeltern härmten sich über dieses Unglück, und starben bald darauf.



4.

Auch bei Pferden müssen Kinder behutsam seyn.

Ferdinand, der einzige Sohn des Amtmanns in B., kannte kein größeres Vergnügen, als wenn er im Stalle bei den Pferden seyn konnte; nicht aber, um auf ihnen zu reiten, wie ihm der Vater versprochen hatte, daß er dies, wenn

er nur noch ein Jahr älter wäre und es durch gute Aufführung verdiente, lernen sollte; sondern seine Freude bestand darin, die Pferde zu necken, sie zu schlagen, zu stechen und überhaupt zu verursachen, daß sie springen und wild werden mußten Schon unzählige Mahl hatte er deshalb Verweise, und da diese nicht fruchteten, Strafe bekommen; aber, auch dieser ungeachtet, benutzte Ferdinand jede Gelegenheit, wo er seinen Muthwillen auslassen konnte. An einem Mittage, da die Knechte mit dem andern Gesinde aßen, schlich sich Ferdinand mit einem andern seines Gelichters heimlich in den Stall, und nun wollte er an den Pferden so recht sein Müthchen kühlen; aber das wurde ihm dies Mahl auf eine schreckliche Art gelegt. Er nahm eine Peitsche, stellte sich hinter das eine Pferd, von dem er wußte, daß es am muthigsten war, und hieb es unter den Bauch. Bei'm ersten Hiebe blieb es wider sein Erwarten ziemlich gelassen. Ferdinand war damit nicht zufrieden, sondern stellte sich nun dem Pferde näher, und wiederholte den Hieb mit allen Kräften. Jetzt wendete sich das gereizte Pferd, schlug hinten aus, und traf mit dem einen Hufe

Ferdinands Brust so, daß er ohne alles Bewußtseyn niedersank, — so sagte der andere Knabe, der vor Angst fortgelaufen war, in der Folge aus. Nicht lange darauf trat der eine Knecht in den Stall — wie erschrak er bei dem Anblicke! und wie ward nun erst den Aeltern zu Muthe! die Mutter fiel in Ohnmacht, und der Vater rang verzweiflungsvoll die Hände: „Ach mein Sohn! mein Ferdinand! mein einziger Sohn!“ — Man trug ihn in ein Zimmer und legte ihn auf ein Bette: ach, da stürzte das Blut aus dem Halse und aus der Nase: die Brust war eingeschlagen! Man hielt ihn schon für ganz todt; endlich schlug er die Augen auf. Das gab den aemen Aeltern einige Hoffnung; aber sie ward bald wieder vereitelt, denn noch ehe der Wundarzt, den man aus der nächsten Stadt in der größten Angst und Eile herbei holte, ankam, erfolgte noch ein stärkerer Blutauswurf, als der erstere, und Ferdinand — lag entseelt da. Was die Aeltern litten, ist unbeschreiblich. Da lag nun die gehoffte künftige Freude; ihr einziger Sohn, der ein brauchbarer Mann werden und einst ihr Trost im Alte: seyn sollte!

Hierher gehört auch die abscheuliche Ungezo-

genheit, die so viele Knaben sich erlauben, auf vorbeifahrende Kutschen und Wagen zu klettern. Da trug sich noch vor kurzem ein trauriger Fall zu. Ludwig, eines reichen Kaufmanns Sohn, der bei dieser Gelegenheit schon manchen Stoß bekommen, schon manches seiner Kleidungsstücke zerrissen hatte, und deswegen auf das ernstlichste gewarnt und bestraft worden war, sahe im vorjährigen Winter eine leere Kutsche vorbei fahren. Er lief ihr nach, erreichte sie bald, und nun ergriff er die eine Wagenthür; wollte sich auf den Seitentritt schwingen, und so sich mit fortfahren lassen. Der Kutscher rief ihm zu, er sollte das bleiben lassen; aber bei dem unbendigen Knaben war alles in den Wind geredet. Schon stand er auf dem Tritte, da bekam der Wagen einen heftigen Stoß; Ludwig konnte sich nicht halten; er stürzte herab, der Wagen überfuhr ihm beide Füße, und zerbrach sie. Er blieb zeitlebens ein Krüppel.

Kaum zwei Jahr vorher hatte ein anderer Knabe, der hinten auf den Wagen geklettert war, das Unglück, von dem einen Rade erhascht; und, da der Kutscher nicht gleich den Wagen anhalten konnte, herumgeschleift und auf eine jämmerliche Art getödtet zu werden.

5.

Kein Kind muß ohne Aufsicht der Aeltern oder anderer verständiger Personen ein Gewehr nehmen.

In M. hat sich vor nicht gar langer Zeit folgende traurige Geschichte zugetragen. Der Prediger des Orts ward von einem seiner auswärtigen Freunde besucht, und dieser hatte seinen Sohn, einen ausgelassenen wilden Knaben, dem Sohne des Predigers zur Gesellschaft mitgebracht. Die beiden Väter befanden sich eben am Ende des Gartens, der ziemlich groß war; die Knaben aber spielten in dem am Eingange des Gartens befindlichen Lusthause. Wilhelm

der wilde Knabe sahe an der Wand eine Flinte hangen; und gleich stieg er auf einen Stuhl und griff darnach. Adolph, des Predigers Sohn, erschrak und bat ihn aufs dringendste, das Gewehr hangen zu lassen; es wäre geladen, und der Vater habe ihm ausdrücklich verboten, es anzurühren. Wilhelm lachte laut auf: „Verboten hin, verboten her; du fürchtest dich wohl? — geh, du furchtsamer Hase!“ — Adolph bat ihn mit Thränen, die Flinte, die er schon herabgenommen hatte, behutsam wieder aufzuhängen; und da alles Bitten umsonst war, versicherte er, er müßte es, so ungern es geschähe, seinem Vater sagen. „Das unterstehe dich einmahl! — rief Wilhelm — sieh, ich schieße! — Adolph ging — Jener schlug an, baff! und — da lag der gute Adolph! die ganze rechte Hand war zerschossen. Welche unsägliche Schmerzen mußte der arme Junge leiden! — Die ganze Hand mußte abgenommen werden, weil der Brand dazu schlug, und er sonst hätte sterben müssen. Wie dem bösen Wilhelm zu Muthe seyn muß, wenn er nun seinen jungen Freund, der ihn so liebreich bat und warnte, als Krüppel siehet! wenn ihm sein Gewissen sagt:

Den guten Merschen hast du unglücklich gemacht! du, durch deine schändliche Wildheit! — Wilhelm kann in seinem ganzen Leben keine frohe Stunde wieder genießen, denn das ist der schrecklichste und qualvollste Gedanke: einen seiner Nebenmenschen unglücklich gemacht zu haben. —

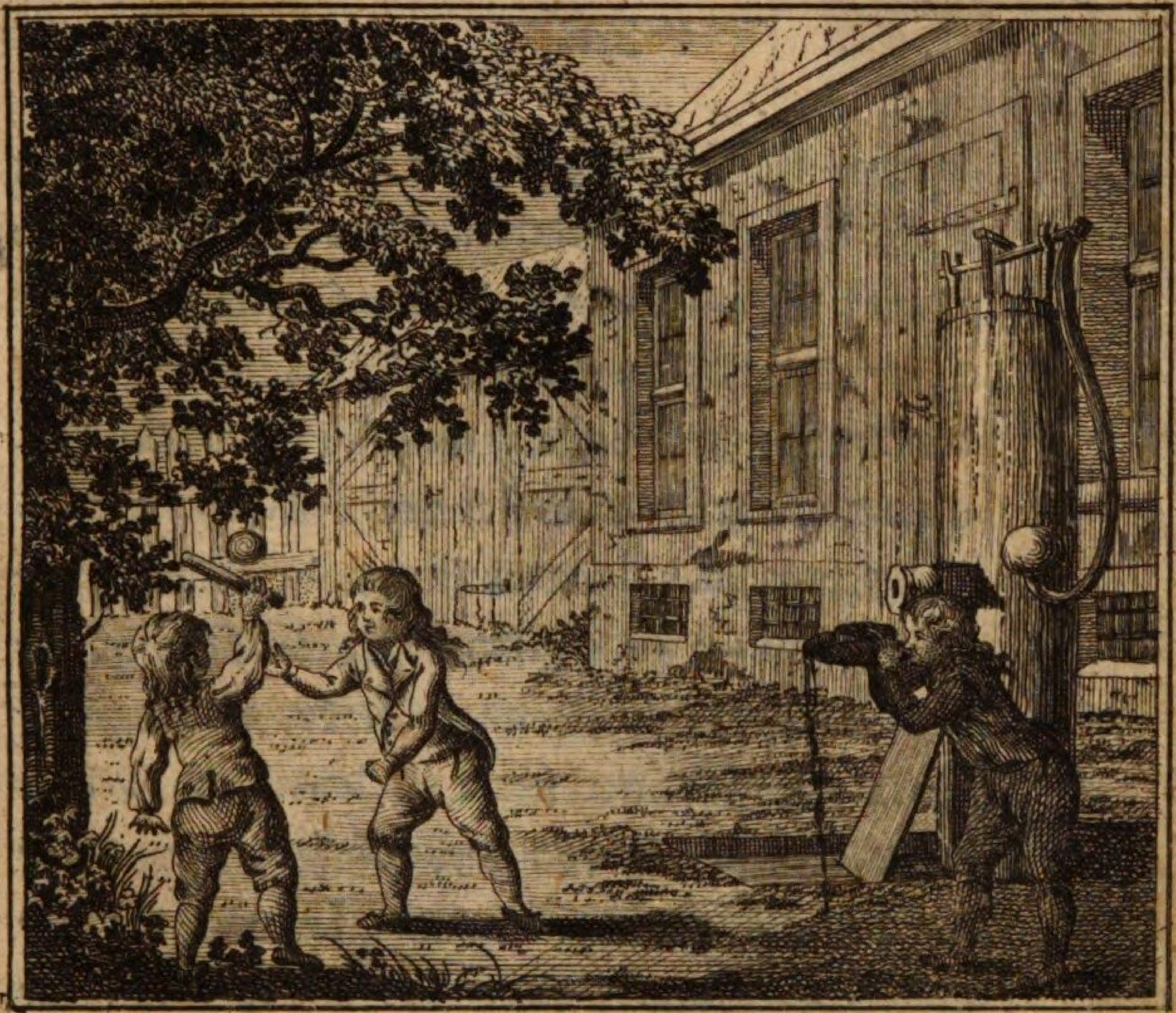
Eben so gefährlich ist es auch, mit entblößten Degen zu spielen. Dies erfuhren zwei Brüder, die Söhne eines Officiers. Da dieser einmahl einige Officiere bei sich hatte, so schlichen sich jene beiden Knaben in ein Nebenzimmer, wo mehrere Degen standen; sie entblößten zwei derselben, und nun wollten sie mit einander fechten, wovon sie aber noch gar nichts verstanden. Der Aeltere fiel aus; der jüngere sollte den Stoß parieren. Da jener aber bei'm Ausfallen mit den Füßen glitt: so fiel er auf seinen Gegner und gerade mit dem einen Auge in die Spitze des Degens. Ungeachtet der Bemühung des geschicktesten Wundarztes, ward er einäugig. —

Da giebt es an verschiedenen Orten noch eine Art Gewehre, welche man zwar Knaben zum spielen bewilligt; welche aber auch mit der größten Vorsicht gebraucht werden müssen: das sind die so genannten Armbrüste, die mit einem Bo-

gen, vermittelst einer Darmsaite, gespannt werden, und von denen man Bolzen abschießt, die entweder mit Blei oder Eisen beschlagen, und noch mit einer eisernen Zwecke oder einer dergleichen Spitze versehen sind, um damit nach einer Scheibe oder aus Holz verfertigten Vögeln zu schießen. Auch bei dieser an und für sich unschuldigen Ergetzlichkeit ist die strengste Behutsamkeit nöthig. — In einer Stadt in Thüringen ward ein junger Mensch ein Opfer der Unvorsichtigkeit. Am Johannistage, wo mehrere Knaben ein solches Vogelschießen veranstaltet hatten, war dem einen der Bolzen durch einen Schuß wider die Mauer unbrauchbar geworden: er lieh also einen andern von einem seiner Gespielen; dieser paßte aber nicht für seine Armbrust, denn die Vertiefung, in welcher der Bolzen liegen sollte, war zu enge. Die Saite, welche den Bogen spannt, konnte nur den kleinern untern Theil des Bolzens fassen: und so schnellte dieser zurück, und quetschte dem unvorsichtigen Knaben das rechte Auge.

Eben diese Vorsicht ist auch bei'm Schießen mit den Blaseröhren unentbehrlich, aus welchen man kleine aus eisernen Nägeln verfertigte

Bolzen oder Thonkugeln vermittelst des Blasens und Stoßens der Zunge abschießt. So wollte sich ein Knabe den Muthwillen erlauben, mit einem solchen Rohre einen andern, der in einer kleinen Entfernung vor ihm ging, auf die hintere Seite des Hutes zu schießen; aber in demselben Augenblicke kehrte sich jener um, und ungeachtet es nur eine Thonkugel war: so verwundete sie ihm doch das Gesicht so, daß die gefährlichsten Folgen daraus hätten entstehen können.



6.

Wenn man sich erhitzt hat, muß man weder trinken, noch auf eine andere Art sich erkälten.

Wie mancher Knabe und junge Mensch und wie manches Mädchen ist durch einen jähen Trunk und eine schnelle Erkältung ein Schlachtopfer des Todes geworden!

Eduard, ein munterer, gesunder und gut

artiger Knabe, spielte einst, mit Bewilligung seiner Aeltern, mit einigen seiner jungen Freunde Ball. Er hatte, nachdem das Spiel eine Stunde gedauert, sich erhitzt; fühlte einen brennenden Durst, und beging nun die Unvorsichtigkeit, ohne zu warten und sich von der Erhitzung gehörig zu erholen, aus einem in der Nähe stehenden Brunnen zu trinken. So aufmerksam er sonst auf sein Verhalten und die deshalb empfangenen Vorschriften seiner Aeltern und Lehrer war; so hatte er doch dies Mahl ganz und gar nicht daran gedacht. Kaum aber war der unglückliche Trunk geschehen, so befiel ihn der fürchterlichste Schrecken. Auch jetzt noch hätte er vielleicht den traurigen Folgen seiner unbesonnenen That Einhalt thun können, wenn er die vorherige heftige Bewegung wieder angefangen und eine Zeit lang fortgesetzt hätte; aber, ganz in sich gekehrt, ging er nach Hause. Auch seinen Aeltern verschwieg er es. Da er in der ersten Zeit darauf noch nichts vom Kranksehn spürte, so faßte er die Hoffnung, und schmeichelte sich mit dem Gedanken: das Eine Mahl würde ihm wohl nichts schaden. Der gute Eduard hinterging sich! Nicht lange darauf stellte

sich ein Husten ein, der, ob man gleich alle nur mögliche Gegenmittel brauchte, immer heftiger wurde, und ihn endlich weder bei Tage noch in deu Nacht Ruhe ließ. Seine Kräfte und seine Munterkeit schwanden zusehens; das Fleisch fiel ab, und er schlich nur wie ein Schatten umher. Die Aeltern, die den guten Knaben so herzlich liebten, und die sich mit Recht die schönsten Hoffnungen von ihm gemacht hatten, sahen ihn dahin welken: denn der Arzt, dem man Geld auf Geld bot, gestand frei, es wäre keine Rettung da. Ach, wie jammerten und weinten sie! und Eduard selbst, der seinen herannahenden Tod immer gewisser merkte, zerschwamm oft in Thränen. O, wäre ich doch nicht so unbesonnen gewesen! schluchzete und stöhnte er. Nun war die Reue zu spät — er starb. Alle, die ihn kannten, erwachsene Personen und seine Gespielen, weinten um ihn; alle hatten ihn lieb gehabt; er verdiente es auch seiner guten Eigenschaften wegen. Seine Lehrer gaben ihm das Zeugniß eines fleißigen und gesitteten Knabens. Was hätte in Zukunft aus ihm werden können! wie viel Gutes hätte er durch seine Geschicklichkeit und durch fortgesetzte gute Aufführung stiften können! —

Alle diese Hoffnungen waren nun mit einem Mahle zerstört, und das durch eine einzige Unbesonnenheit!

Friederike, ein sonst gutes, wohlgezogenes Mädchen, mußte durch eine ähnliche Unvorsichtigkeit schon in ihrem vierzehnten Jahre ihr Leben einbüßen. Sie hatte sich beim Tanz erhitzt, darauf getrunken, und es ging ihr gerade so, wie dem Eduard.

Eben so gefährlich wie das Trinken nach einer Erhitzung, ist das Erkälten und so genannte Abkühlen. Louise, Friederikens beständige Gesellschafterinn, mußte noch nicht ein volles Jahr darauf eben dies erfahren. Sie hatte einen Spaziergang gemacht, sich auf dem Rückwege durch schnelles Gehen, weil ein Regen drohte, sehr erhitzt; und da sie nun nach Hause kam, öffnete sie, weil sie ohne Aufsicht war, Thüren und Fenster, um sich abzukühlen, und kleidete sich noch dabei aus. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie auf der Stelle vom Schlage gerührt worden wäre. Sie fing bald darauf an zu kränkeln, und starb.

Lieben Kinder, Knaben und Mädchen, die Ihr dieses leset, ich bitte Euch so innig und herz-

lich, als ich Euch nur bitten kann, nehmet doch ein Beispiel hieran! Bedenket nur, wie traurig es ist, wenn Ihr Krankheit und Schmerzen leidet! Statt daß Ihr in gesunden Tagen Eure kleinen Arbeiten mit Lust verrichten, und dann zu Eurer Erholung fröhlich umher springen und Euch vergnügen könnet: so sitzt oder liegt Ihr, wenn Ihr krank seyd, traurig da; könnet an der Freude Eurer Gespielen keinen Theil nehmen, und alles ekelt Euch an. Statt daß Ihr hoffen könnet, durch Euern Fleiß und durch Eure Folgsamkeit einmahl in der Welt brauchbare Menschen zu werden, die man schätzt und liebt: so müßt Ihr nun an einen baldigen schmerzhaften Tod denken. Statt Euern guten Aeltern für die viele Sorge und Mühe Freude zu machen, macht Ihr ihnen Leid und Betrübniß. Und nun muß Euch noch dabei der schreckliche Gedanke unaufhörlich quälen: das habe ich mir selbst zugezogen; so unglücklich mache ich mich durch meine eigene Schuld! — Etwas ganz anderes ist es, wenn Ihr ohne Eure eigene Schuld und Unvorsichtigkeit krank werdet, dem Tode nahe kommt, oder wirklich sterben müsset. Dann könnt Ihr Euch ganz beruhigen, denn es geschiehet auf die Zu-

lassung Gottes, Eures und aller Menschen lieben Vaters, der, als weiser Gott, am besten weiß, daß die Krankheit, die ihr leidet, oder ein früher Tod Euch gut und heilsam ist. Setzet es Euch also recht fest vor, geliebten Kinder, alles zu vermeiden, was Eurer Gesundheit schädlich seyn kann. Gebt nur Acht auf das, was Eure Aeltern und Lehrer Euch deshalb sagen, und erinnert Euch bei allen Gelegenheiten daran. Und wenn Ihr sehen solltet, daß andere von Euren Gespielen so unbesonnen und unvorsichtig sind: so bittet sie doch recht inständig, daß sie es vermeiden, und stellet ihnen alles das vor, was ich Euch jetzt hierüber gesagt habe. Ihr werdet es mir noch einmahl in der Folge, wenn Ihr erwachsen und verständiger seyd, Dank wissen.

Verzärteln sollet Ihr Euch nicht! Ihr müsset lernen, Kälte und Hitze und alle Arten der Witterung ausstehen! aber vorsichtig sollet Ihr dabei seyn, und weder aus der Hitze schleunig in die Kälte, noch aus der Kälte schleunig in die Hitze gehen. Bei diesem letztern versehen es auch viele von Euch Kindern. Wenn Ihr etwa im Winter recht erfroren seyd, und kommt nun in ein warmes Zimmer: gleich lauft ihr zum Ofen

hin, und haltet Hände und Füße daran. Das thut doch ja nicht! denn hierdurch erfrieren Euch die Hände und Füße, und das ist ein großes Uebel, wie Ihr vielleicht selbst schon erfahren oder an andern bemerkt habet.

Tod.

7.

Unmäßiges Essen, Trinken und Leckereien ziehen Krankheiten nach sich, ja oft den Tod.

Das ist auch etwas, woran Ihr, Kinder, so selten denket, und wohl gar glaubt, man gönne es Euch nicht, wenn Ihr dies genießet; da man es doch im Gegentheil so gut mit Euch meinet. Ich will Euch hier ein paar Geschichten erzählen, diese beherziget recht.

Heinrich hatte von seinen frühesten Jahren an einen Hang zu allen Leckereien; aß nichts lieber, als Zucker, Biscuit und dergleichen Sachen. Seine erste Wärterinn war so unklug gewesen, und hatte ihm oft solche Eßwaaren gegeben. In der Folge sagte man es ihm zwar, daß er seine Gesundheit durch die vielen Süßigkeiten verderben würde, weil diese wirklich Fäulniß verursachen, alle gute Säfte verderben, und endlich so kränklich machen, daß man beständig Arznei gebrauchen muß; Heinrich hatte aber gegen alle diese Vorstellungen taube Ohren. Das Taschengeld, das er wöchentlich erhielt, wurde für lauter Näschereien hingegeben; ja er ließ sich deshalb zu manchem kleinen Diebstahle verleiten: denn wo er etwa seiner Mutter Speisekammer offen fand, so füllte er heimlich seine Taschen reichlich.

Einst hatte er sich, da er mit einem seiner Kameraden einen Spaziergang machen wollte, ein großes Stück Kuchen gekauft. Da er schon, in Absicht der Naschhaftigkeit, seinen Aeltern ungehorsam war: so scheuete er sich auch nicht, es in andern Stücken zu seyn; und so war es dies Mahl. Er hatte zwar die Erlaubniß erhalten,

spazieren zu gehen; er beredete aber seinen Gesellschafter, in eine von der Stadt wohl eine Stunde weit entfernte Schenke zu gehen. Hier ließ er Kaffee machen, um seinen Freund ordentlich zu bewirthen, denn bei solchen Gelegenheiten gab er sich das Ansehen eines erwachsenen Menschen, ungeachtet er in seinem übrigen Betragen sehr kindisch war.

Nun wollte er auch seinen Kuchen verzehren. Von ungefähr erblickte er auf einem Tische eine Tasse und in dieser etwas Weißes, was gestoßenem Zucker ähnlich war. Ha, sagte er, das ist ja herrlich, da ist Zucker! — den wollen wir zu unserm Kuchen schmausen. Die ganze Tasse wurde geleert und der vermeintliche Zucker auf den Kuchen gestreuet. Die Wirthsleute waren nicht zugegen, sondern die beiden Knaben allein in der Stube. Nachdem sie gegessen und getrunken, und zum ersten besten Tage wieder so eine Schmauserei verabredet hatten, machten sie sich auf den Rückweg.

Sie waren kaum eine Viertelstunde gegangen, so empfanden sie Uebelkeit und Schneiden im Leibe; dies wurde immer schlimmer, und vorzüglich Heinrich wußte sich vor Schmerzen nicht

zu lassen. Sie wollten um Hülfe rufen, aber da war kein Mensch zu sehen und zu hören. Nun bekamen sie ein heftiges Erbrechen, welches sie so abmattete, daß sie niedersanken. Von ungefähr kam der Wirth, in dessen Hause sie gewesen waren, aus der Stadt zurück; er kannte die beiden Knaben und ihre Aeltern, und ohne sich lange zu besinnen, trug er sie in seinen Wagen und fuhr sie in die Stadt und zwar zu Heinrichs Aeltern. Dieser letztere war nicht vermögend ein Wort zu sprechen, denn er hatte beständige Verzuckungen. Der andere aber erzählte unter Aechzen und Winseln, daß sie Kaffee getrunken und Kuchen gegessen. Der Wirth erkundigte sich noch genauer, und ach! wie erschrak er, als er von dem Zuckeraufstreuen hörte — das war Fliegengift. Heinrich, der gierige Heinrich, hatte das meiste davon gegessen. Seine Aeltern waren bei seinem Anblicke mehr todt, als lebendig. Es wurde in der größten Geschwindigkeit ein Arzt herbeigeholt; aber Heinrich mußte, ehe noch eine Stunde verging, seinen Geist aufgeben.

Seht, Kinder, solche schreckliche Folgen kann die Naschhaftigkeit nach sich ziehen! Und wenn

man auch nicht gleich stirbt, so kann man doch seine Gesundheit auf immer zerstören. Dahin gehört auch, daß Ihr recht vorsichtig seyn müsset, wenn Ihr Obst esset, damit ihr ja nicht unreifes genießet; dies kann Euch gar leicht die schreckliche Krankheit, ich meine die Ruhr, verursachen, die nicht selten dem Leben ein Ende machet. Das abgefallene Obst, es mögen Aepfel, Birnen oder Pflaumen seyn, ist selten reif: denn wenn es auch das Ansehen der Reife hat; so ist dies nur durch einen Wurmstich verursachet worden.

Ich will Euch sagen, wie Ihr es mit dem Obst machen müsset: schneidet den Apfel oder die Birne auf, findet Ihr die Kerne darin schwarz, dann ist es ein Zeichen der Reife; sind sie aber noch weiß oder blaß, so dürft Ihr es nicht essen, denn es ist noch unreif. Ist es eine Pflaume, so brechet sie auf; sitzet der Kern noch so fest an dem Fleische, daß Ihr ihn nur mit Mühe ablösen und heraus nehmen könnet: so glaubt sicher, die Pflaume ist unreif; läßt sich aber der Kern leicht heraus nehmen, dann ist sie reif und Ihr könnt sie ohne Bedenken genießen. Dabei muß ich Euch aber noch den

Rath geben, daß Ihr alles Obst sauber abwischet, ehe Ihr es genießet: das schöne Blau, was die Pflaume bedeckt, ist höchst schädlich, wie überhaupt der Thau oder irgend eine andere Feuchtigkeit, mit welcher das Obst überzogen ist. Der Genuß des reifen Obstes ist allerdings gesund; aber, wie alles im Uebermaaß schadet, so ist es auch mit dem Obst.

Gewöhnet Euch überhaupt, lieben Kinder, so, daß Ihr nie mehr Speise oder Getränk zu Euch nehmet, als der wirkliche Hunger oder Durst erfordert. Das zu viele Essen ist eine bloße Angewohnheit, und Ihr werdet es noch einmahl Euern Aeltern Dank wissen, wenn sie Euch jetzt versagen, so viel zu essen, als Ihr wollet. Schon manche Kinder habe ich gesehen, die bei dieser und jener Gelegenheit so viel zu sich nahmen, und die Speisen so gierig verschlangen, daß jeder Vernünftige sich darüber aufhielt, und sie für ungezogene, ungesittete Kinder erklärte.

Aber nun muß ich Euch noch auf eine andere traurige Folge, welche Naschhaftigkeit und Leckerei nach sich ziehet, aufmerksam machen. Les't folgende Geschichte.

Herrmann, der Sohn eines reichen Mannes, war einem Kaufmann in einer andern Stadt übergeben, um bei ihm die Handlungskunst zu lernen. Schon in seiner Aeltern Hause hatte er sich so verwöhnt, daß ihm nur Leckerbissen schmeckten. Hier bekam er nun diese nicht, sondern ordentliche, gute Hausmannskost; das wollte ihm ganz und gar nicht behagen: er dachte also auf Mittel sich jene zu erwerben. Er wendete sich schriftlich an seine Mutter, und bat sie dringend, ihm von Zeit zu Zeit Geld zu schicken, unter dem Vorwande, es zu diesem und jenem zu gebrauchen. Diese war auch so leichtgläubig und gutwillig, daß sie es that. Dies Geld wurde nun für lauter Näschereien hingegeben: so oft er von seinem Herrn ausgeschickt wurde, oder Sonntags zu einem Spaziergange die Erlaubniß erhielt, sogleich wurde geschmauset.

Er machte bei der Gelegenheit mit andern jungen Leuten des Gelichters Bekanntschaft, und mit allen Kuchenladen und Orten, wo dergleichen Sachen zu haben sind, ward er ganz genau bekannt. Hatte er auch kein

Geld, so gab man ihm doch, was er verlangte, denn man hatte sich nach seinen Aeltern erkundigt, und erfahren, daß es reiche Leute waren. Empfing er wieder Geld von seiner Mutter, so bezahlte er etwas, und blieb wieder aufs neue schuldig. Am Ende seiner Lehrjahre mußte seine Mutter beinahe in allen Kuchenladen und Speisehäusern große Summen für ihn bezahlen. Als Diener ging nun erst das schwelgerische Leben recht an. Mittags und Abends genoß er am Tische seines Herrn fast gar nichts; wohl aber hinterher, denn da besuchte er die theuersten Speisehäuser. Ihr könnt denken, wie vieles Geld hierzu erfordert wurde.

Gerade wie er mündig war, (laßt Euch von Euern Aeltern oder Lehrern erklären, was das heißt) starb sein Vater, und wenige Monate darauf seine Mutter. Nun war er mit einem Mahle im Besitz eines großen Vermögens. Die Handlung, in welcher er bisher als Diener gestanden hatte, verließ er, und begab sich an seinen Geburtsort; aber statt seines Vaters Handlungsgeschäfte fortzusetzen und als ein thätiger und fleißiger Mann zu leben, fing er das abscheulichste Leben an.

Vom frühen Morgea an dachte er nur darauf, wie er seinen Gaumen kitzeln und recht schwelgen wollte. Es fehlte nicht an Leuten, die eben so dachten, wie er, und die seinen Umgang suchten, um an seinem Wohlleben Theil zu nehmen. Nun wurde der ganze Tag auf die schändlichste Art verschwendet, und bis in die späte Nacht geschmauset und getrunken. Die köstlichsten Gerichte wurden bereitet, und die theuersten Weine angeschafft. Mein Vermögen, so dachte der leckerhafte Schwelger, ist groß genug; ich kann's ja haben! — Köche wurden aus fremden Ländern verschrieben; er bezahlte, was sie verlangten, wenn sie nur seinen Tisch mit recht wohlschmeckenden Speisen besetzten. Herrmann war es, der für jede Jahreszeit das erste haben mußte, und sollte es auch weit hergebracht werden; es mochte kosten, was es wollte.

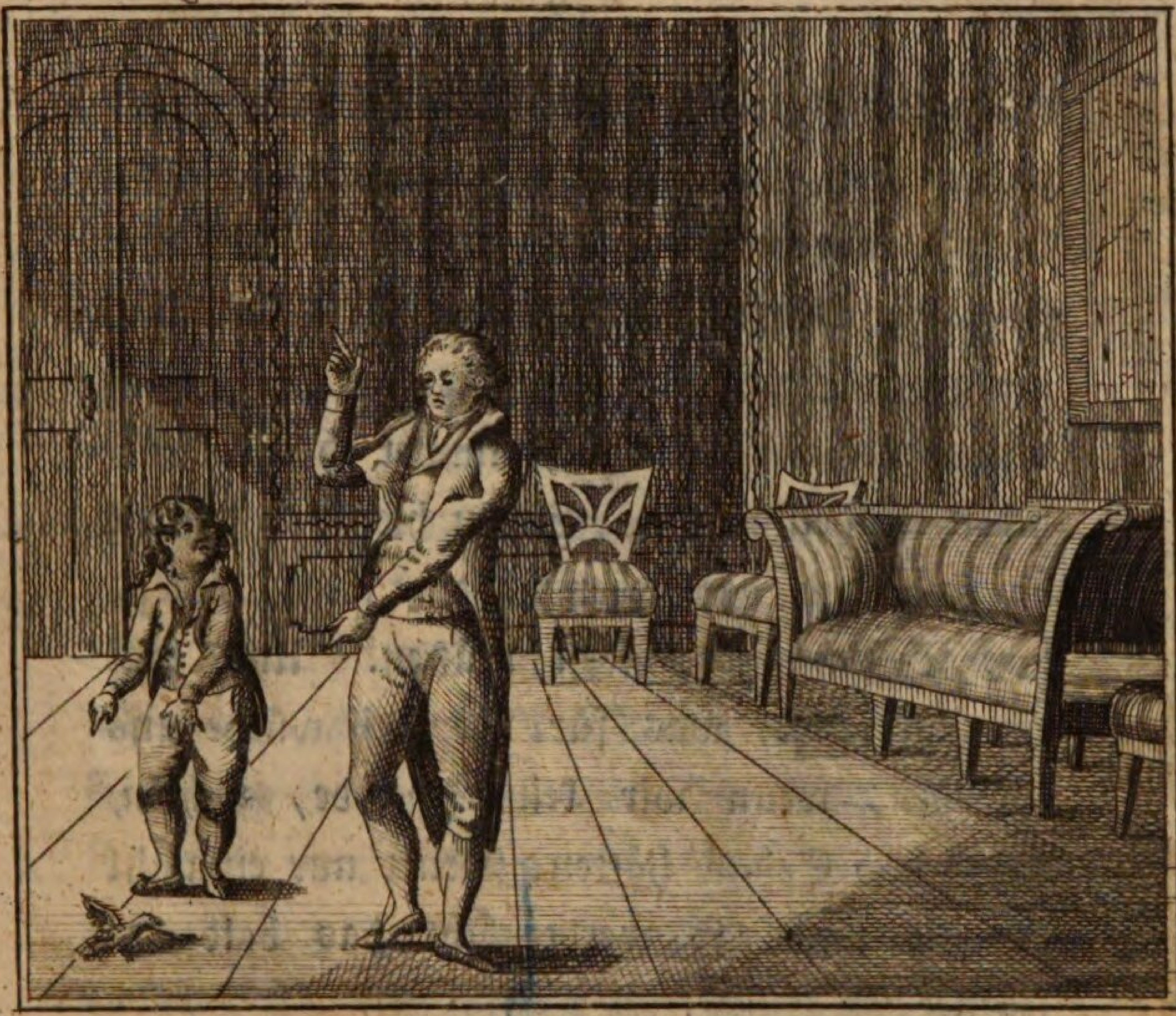
Wie war es möglich, daß der Mensch bei seiner schwelgerischen Lebensart gesund bleiben konnte? Schon war es zu bewundern, daß seine Gesundheit so lange ausgedauert hatte; aber nun stellten sich auch mancherlei Uebel ein. Die köstlichsten Speisen wurden ihm

nach und nach schmacklos; da mußte immer etwas neues ausgedacht werden; aber auch dies verursachte neue Kränklichkeit. Statt für gute Köche, hatte er jetzt für gute Aerzte zu sorgen. Einer unter diesen, ein sehr verständiger und rechtschaffener Mann, sagte es ihm geradezu, daß er seine Gesundheit selbst zerrüttet hätte, und daß sie auch nie wieder hergestellt werden könnte. Das war für den Schwelger ein Donnerschlag! — Aber nicht genug, daß er sich nun zu einem kränklichen, am Körper und an der Seele elenden Menschen gemacht hatte; ein neuer Schlag kam dazu. Da ihm seine täglichen Schwelgereien keine Zeit ließen, an die gehörige Verwaltung seines Geldes zu denken, und da ihm alles, was nur einige Mühe und Ernst erforderte, zur Last war: so hatte er sein sämmtliches baares Geld unbesonnen ausgeliehen, um nur von den Interessen zu leben. Jetzt erhielt er die Nachricht, daß der Mann, dem er sein Geld übergeben, bankerott geworden war, und daß er auch nicht die geringste Hoffnung hatte, wieder zu dem Seinigen zu kommen. Mit einem Worte, Herrmann wurde nun aus

einem reichen Manne mit einem Mahle ein armer. Dies machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er, da auch sein Körper ganz geschwächt und hinfällig war, wahnsinnig wurde. Vor nicht langer Zeit starb er zu G. in dem Irrenhause in seinem vierzigsten Jahre.

Sagt selbst, Kinder, ist das nicht schrecklich? — So weit kann Naschhaftigkeit, Leckerei und Gefräßigkeit bringen! welch ein brauchbarer Mann hätte Herrmann werden können! wie viel Gutes hätte er in der Welt stiften, wie manchen Menschen glücklich machen können! — O, vergesset die Geschichte nicht! erinnert Euch derselben, wenn Euch die Lust ankommt, Leckereien zu genießen, zu naschen oder für Euer Taschengeld Zuckerwerk und dergleichen zu kaufen. So bald Euch der Gedanke einkommt, denket an Herrmann!

Pag. 47. No 8



8.

Es ist schändlich, Thiere zu quälen.

Viele unter Euch, Kinder, machen sich dieses Vergehens schuldig; entweder aus Unverstand und Leichtsinn, oder aus wirklich bösem Herzen. Ihr wisset doch, daß Gott, der gute Gott, eben so wohl die Thiere, als Menschen

erschaffen hat: sollte es ihm nun wohl gleichgültig seyn, wenn jemand eines dieser Geschöpfe martert? o, gewiß nicht! — Alle und jede, die kleinste Mücke, wie das Pferd und der große Elephant, sind zu etwas Nützlichem da, wenn wir auch nicht immer ihren eigentlichen Nutzen wissen. Schon hieraus, daß sie da sind und das Leben haben, folgt, daß sie ihre Bestimmung haben müssen. Und sagt einmahl selbst, was für Vortheil würde uns entgehen, wenn wir keine Pferde, Ochsen, Kühe und Schafe hätten! Denkt nur einmahl darüber nach, so werdet Ihr das bald einsehen.

Da sahe ich neulich einen Knaben, der hatte eine Katze angebunden, und warf mit Steinen nach ihr. Ich gab ihm einen derben Verweis, und band das arme Thier, das ganz blutig war, los. Der Knabe meinte: „Ach, eine Katze ist ein garstiges, böses, häßliches Thier, und ich kann sie nicht leiden.“ — Manche, und vielleicht recht viele unter Euch, die dies lesen, werden eben so denken; aber nun wollen wir doch mit einander untersuchen, ob Ihr deswegen, weil die Katze

ein böses, falsches Thier ist, das Recht habt, sie zu martern. — Es liegt in ihrer Natur, daß sie so und nicht anders ist; hieraus folgt nur, daß man sich vor ihr in Acht nehmen muß, um sich nicht kratzen und beschädigen zu lassen; ferner, daß man Sachen, die sie gern mauset, verschließen muß; aber doch wahrhaftig nicht, daß man diesem Thiere Qualen anthun kann. Und so ist's mit allen und jeden Thieren, selbst mit den Fliegen und Mücken. Wenn mich die Fliege oder die Mücke sticht, so kann ich sie tödten, ohne mir ein Bedenken darüber zu machen; wollte ich sie aber quälen, ihr vielleicht erst die Flügel, dann die Füße ausreißen, und sie auf diese Art langsam zum Tode bringen: so wäre ich ein schändlicher, grausamer Mensch! Freilich können diese kleinen Thiere, Würmer und Insekten kein Geschrei erheben und ihren Schmerz dadurch zu erkennen geben; aber sie haben an ihren kleinen Gliedern eben die schmerzhaften Empfindungen.

Setzt einmahl den Fall, daß Ihr Schmerzen littet; daß Ihr gefallen wäret, euch blutig gestoßen, oder vielleicht gar einen Fuß ge-

brochen hättet; ihr weintet und winseltet vor Schmerz — das sähe und hörte ein Anderer mit an, und — freuete sich darüber, statt Euch sein Mitleiden zu schenken; ja er verursachte Euch noch mehr Schmerz, statt euch zu helfen: — sagt, wäre das nicht ein häßlicher, verabscheuungswürdiger Mensch? — wäre das nicht ein hartherziger, schändlicher Bube? — Ihr werdet mir das gewiß zugeben; und nun sagt, verräth es nicht ein eben so hartes, schändliches Herz, wenn ich gegen Thiere grausam bin; ihnen Schmerzen mache; sie quäle und mich über ihre Qual freue? — Glaubt mir, Kinder, wer gegen Thiere unbarmherzig ist, der ist es auch gegen seine Mitmenschen. Nun will ich Euch auch ein paar Geschichten mittheilen, und ich hoffe, Ihr werdet ein Beispiel daran nehmen.

Franz P. ein Knabe von etwa zehn Jahren, hatte seinen Lehrer, aus dessen Munde ich diese Geschichte selbst gehört habe, um die Erlaubniß gebeten, sich einen Vogel auf seiner Stube zu halten. Die Bitte ward ihm gern bewilligt. Nachdem er dies Thier eine geraume Zeit gehabt hatte, trug es sich zu,

daß er eines Tages gegen Abend mit seinem Lehrer von einem Spaziergange zurück kam; er trat in die Stube, und weil es schon finster war, so kam ihm der Vogel, der frei umher hüpfte, unter die Füße, und — er trat ihn todt. Es wurde Licht herbei gebracht, und da lag das arme Thierchen, und zuckte nur noch einige Mahl. Der Lehrer, der nichts gewisser befürchtete, als daß der Knabe ein lautes Weinen anfangen und sich nicht wenig betrüben würde, dachte schon darauf, ihn zu trösten und ihm das Versprechen zu geben, einen andern Vogel zu kaufen; aber — seine Besorgniß war höchst überflüssig. Franz sah den sterbenden Vogel an, wie er da lag, mit den Flügeln zuckte, und — wollte sich darüber halb todt lachen; das sterbende Aussehen dieses kleinen Thieres verursachte ihm eine herzliche Freude.

Was meinet Ihr dazu, lieben Kinder? — ich will hoffen, daß Ihr alle, die Ihr dies leset, eine solche Denkungsart schändlich und verabscheuungswürdig findet. — Der Knabe war auch, das bewies sein übriges Verhalten, ein heimtückischer, heuchlerischer Bube, der

zwar seinen Lehrern unter Vergießung vieler Thränen zehn Mahl des Tages Besserung versprach; aber auch eben so viel Mahl hinter ihrem Rücken mit herzlichem Lachen seiner Streiche sich freuete. Er wurde auch dieser seiner schlechten Denkungsart wegen von keinem seiner Mitschüler geliebt, sondern verachtet. Dies Beispiel beweis't, was ich Euch schon vorhin sagte, daß ein Mensch, welcher gegen die Thiere hart und grausam ist, auch gegen die Menschen eine böse Gesinnung hat.

Ein anderer Knabe, den ich sehr gut gekannt habe, empfing für seine Grausamkeit den gerechten Lohn. Er hatte einen Hund, ein gutwilliges, treues Thier. Mit diesem nahm er, so bald er allein war, die grausamsten Dinge vor, die ich Euch gar nicht erzählen mag. Noch immer hatte sichs der Hund gefallen lassen. Einst, da er ihm auch so übel mitspielte, und an dem Winseln des Thieres seine Freude hatte, riß sich der Hund mit einem Mahle in die Höhe und biß den schändlichen Buben so in die Hand, daß ihm nun die Lust verging, sich weiter mit ihm abzugeben. Ein Biß von einem zur Wuth ge-

reitzten Thiere ist höchst schädlich, denn der Geifer, welcher in die Wunde dringt, ist giftartig. So war es auch hier. Der Knabe lief nun zwar unter lauten Heulen zu seinen Aeltern, man ließ einen Wundarzt kommen, der ihn verbinden mußte; aber ein wirkliches Gift hatte sich schon im ganzen Körper verbreitet. Die Mittel, welche man dagegen anwandte, blieben ohne die gehoffte Wirkung, und der Knabe mußte sterben.

Seht, das war eine Folge der barbarischen Behandlung der Thiere; Ihr sehet auch zugleich hieraus, daß das gutwilligste Thier, wenn es gemißhandelt wird, endlich seine Zeit absiehet, wo es sich an seinem Tirannen rächen kann.

Noch an etwas anders muß ich Euch bei der Gelegenheit erinnern, an eine Ungerechtigkeit, die Alte und Junge sich oft zu Schulden kommen lassen: ich meine nämlich, sie halten sich Thiere, und geben ihnen nicht das gehörige Futter. Mancher hat Pferde, verlangt von ihnen, daß sie arbeiten sollen; mancher hat einen Hund, und verlangt, daß er das Haus bewachen und ihm Vergnügen machen soll;

ein Anderer hat einen oder mehrere Vögel, um sich an ihrem Gesange zu ergetzen; aber er läßt die armen Thiere beinahe verhungern. Ist das wohl recht? gewiß nicht! — Wer ein Thier zu seinem Nutzen oder Vergnügen haben will, muß es auch schlechterdings mit der gehörigen Nahrung versorgen. Kann man das nicht, braucht man das Geld dafür zu nothwendigern Dingen: so muß man sich lieber das Vergnügen versagen. Noch eine Ermahnung will ich euch geben, die ihr in folgenden Jahren, wenn Ihr erwachsen seyd, benutzen müsset. Wenn ihr nämlich ein Thier zur Arbeit braucht, als Pferde zum Ziehen oder Reiten: so müßt Ihr nicht mehr von ihnen verlangen, als sie ihren Kräften nach leisten können. Gebt einmahl Acht, so werdet Ihr leider oft sehen, wie mancher Wagen so schwer beladen ist, daß die armen Pferde sich beinahe zerreißen möchten, um ihn fortzuziehen, und noch oben drein gepeitscht werden. Oder wie mancher Reiter geht mit seinem Pferde, besonders wenn er es geliehen hat, für seine sechzehn Groschen so unbarmherzig um; jägt

damit, und martert es so ab, daß es kein Wunder wäre, wenn es todt niederstürzte.

Nun, lieben Kinder, ich hoffe, wenn Ihr frühzeitig über solche Sachen nachdenket, und schon frühzeitig den Vorsatz habt, gute Menschen zu werden: daß Ihr so wohl jetzt in Euern Kinderjahren, als auch in der Folge, wenn Ihr älter seyd, alle dergleichen Dinge vermeiden werdet.

8.

Weder Kinder, noch Erwachsene müssen sich in Furcht und Schrecken jagen, denn das hat die traurigsten Folgen.

Das ist ein wichtiger Punkt, den Ihr jetzt und für Euer ganzes künftiges Leben ja recht beherzigen müsset. Furcht und Schrecken beide haben auf den Körper den schädlichsten Ein-

fluß, sie können nicht nur Ohnmachten, heftige Krämpfe, die man gewöhnlich das böse Zeug oder böse Wesen nennt; sondern selbst einen plötzlichen Tod verursachen. Und wenn ja einer diesen Uebel entgehet, so hat es doch eine Folge, die gewöhnlich bis in das späteste Alter bleibt. Wer z. B. in seinen Kinderjahren durch diese und jene einfältige Erscheinung in Furcht gejagt worden ist, wird gewöhnlich auch noch in ältern Jahren, wenn er ganz verständig und völlig überzeugt ist, daß es nichts giebt, wovor er sich zu fürchten Ursache habe, furchtsam seyn; so viele Mühe er auch anwendet, von dieser vergeblichen Furcht und Aengstlichkeit sich frei zu machen

So habe ich einen gewissen Professer gekannt, einen verständigen und gelehrten Mann, der aber nicht ohne Beänstigung an einen finstern Ort ging, ob er gleich fest überzeugt war, daß er nicht die geringste Ursache hatte, sich zu fürchten und zu ängstigen. Er gestand es selbst, daß dies noch aus seinen Kinderjahren herrührte, wo seine Wärterinn so einfältig gewesen war, ihm oft im Finstern Furcht und Schrecken zu verursachen. Es ist

auch natürlich; Ihr werdet dies freilich noch nicht ganz verstehen. Wenn die Nerven des Körpers an eine solche furchterweckende Ueberraschung sich einmahl gewöhnt haben: so verlieren sie bei einer solchen Gelegenheit ihre Kraft, und erregen dann einen Schauer, der gewiß jedes Mahl auf den Körper und auf die Seele einen schädlichen Einfluß haben muß. Nun denket einmahl, möchtet Ihr wohl Ursache seyn, daß Jemand durch Euch an seiner Gesundheit Schaden litte oder gar das Leben verlöre? daß Jemand noch in seinem Alter Euch verwünschte? — O, das werdet Ihr nicht; so schlecht wird keines von Euch denken!

Macht es auch also für Eure ganze Lebenszeit zum Gesetz, keinen Menschen, er sey Kind oder schon erwachsen, in Furcht und Schrecken zu setzen; und wenn andere diesen schändlichen Muthwillen ausüben wollen, es auf alle mögliche Art zu verhindern. Damit Ihr Euch aber auch selbst sicher stellet und nicht Gefahr laufet, von andern in Furcht gesetzt und zu furchtsamen und ängstlichen Menschen gemacht zu werden: so gewöhnet

Euch, daß Ihr im Finstern überall gehen, und Euch, wenn es seyn muß, stundenlang darin aufhalten könnt. Denket Euch nur den Gedanken recht lebhaft: es giebt nichts, nichts, wovor ich mich zu fürchten habe. Gehet ihr an einen Euch unbekannten, dunkeln Ort; so gehet nur langsam; fühlet auf der Erde mit Euern Füßen, ob Euch nichts im Wege ist, daran Ihr Euch stoßen und Schaden verursachen könnet. So machet es auch mit den Händen; streckt die Arme vorwärts und fühlet überall umher, daß Ihr Euch nicht etwa beschädigt. Dies ist alles, was Ihr zu beobachten habt. Wenn Ihr Euch so gewöhnet, so versichere ich Euch, daß Ihr im Finstern so gut gehen könnet, wie bei Tage. Trifft es sich nun, daß Euch diese oder jene Figur vorkommt, was vorzüglich bei der Dämmerung oder beim Schein des Mondes geschehen kann, wo sich die Dinge oft sonderbar darstellen, und es will ein ängstlicher Gedanke in Euch aufsteigen: so gehet nur gerade darauf zu, und denket: wär ich nicht ein einfältiger Mensch, wenn ich mich fürchten wollte? — untersuchet nur ein jedes Mahl die Sache,

und Ihr werdet, glaubt mir's auch jedes Mahl finden, daß Euer Schrecken und Eure Furcht leere Einbildung war; ja Ihr werdet Euch nun selbst recht herzlich auslachen.

Aus folgender Geschichte könnet Ihr sehen, welche gefährliche Folgen es haben kann, wenn man selbst schreckhaft und furchtsam ist, oder wenn man andern Schrecken und Furcht einjaget.

Ein junger Mensch, der in seinen Kinderjahren von einfältigen Wärterinnen und Mägden abergläubige Geschichten sich hatte vorerzählen lassen, und solchen dummen Erzählungen oft stundenlang zugehört hatte, war dadurch so furchtsam geworden, daß er nicht ohne ängstliches Herzklopfen im Finstern allein seyn konnte, wie überhaupt das Alleinseyn für ihn eine unangenehme Sache war. War er etwa ohne Gesellschafter in seiner Aeltern Garten, und es fing an finster zu werden: so wäre er für keinen Preis im Garten geblieben, denn schon das Rauschen eines Blattes jagte ihm Furcht ein. Man hätte denken sollen, daß er nach und nach verständiger werden würde; aber noch in seinem

vierzehnten Jahre war es der furchtsamste Hase. Einst, im Ausgange des Sommers, sollte er zu seiner Tante, die auf ihrem eine halbe Meile weit entfernten Gute wohnte einen Brief tragen, an welchem viel gelegen war. Die Aeltern, welche seine Furchtsamkeit kannten, gaben ihm diesen Auftrag auch noch in der Absicht ihn dreist zu gewöhnen. Gustav machte allerlei Ausflüchte, es würde finster werden, ehe er an Ort und Stelle käme; er müßte doch eine ganze halbe Stunde im Holze gehen, und was dergleichen Aengstlichkeiten mehr waren. Nun fing es wirklich schon an dämmerig zu werden, und der Weg führte durch ein kleines Holz; es war aber ein sehr angenehmer schöner Abend, und die Aeltern wußten, daß der Weg bis in die späteste Nacht selten von Leuten leer war, Gustav sollte die Nacht auf dem Gute zubringen, und den folgenden Morgen wieder zurück kommen. Mit Herzklopfen machte er sich endlich auf den Weg.

In der ersten Zeit ging es noch so ziemlich; als er aber ins Holz kam. und es sich gerade traf, daß der Weg leer blieb: so über-

fiel ihm die Furcht und Angst so, daß er am ganzen Leibe zu zittern anfing, und daß er nicht vermögend war, einen Fuß fortzusetzen. Hierzu kam noch, daß der bisher heitre Himmel sich umwölkte, und daß es wirklich ganz finster wurde. Gustav's Bangigkeit läßt sich nicht beschreiben. Er setzte sich an den Weg oder sank vielmehr nieder. Da stellte ihm nun seine Einbildungskraft fürchterliche Dinge vor. Bald sahe er einen großen langen Mann auf sich zukommen; bald ein Thier mit drei Köpfen; bald erblickte er einen langen schwarzen Arm, der nach ihm faßte; genug es kamen ihm lauter gräßliche Gestalten vor. Die Angst und Qual, die Gustav ausstand, ist unbeschreiblich; und es wäre kein Wunder gewesen, wenn er unter den heftigen Erschütterungen gestorben wäre. In diesem schrecklichen Zustande blieb er bis in die späteste Nacht. Nun war alles stock finster um ihn her. Mit einem Mahle hörte er hinter sich in der Entfernung trappen; er blickte hin, und ach! er sahe eine Figur, die ihm vollends Entsetzen und Grausen erregte. Ein großer feuriger Mann, der über und über brannte und Funken sprühete, auf einem

schrecklich großen Pferde, das ebenfalls lauter Feuer von sich gab, kam, zwar noch entfernt, aber doch gerades Weges auf ihn zu. Jetzt nahm Gustav seine letzten Kräfte zusammen, raffte sich auf, und lief, was er laufen konnte. Da es pechschwarz um ihn her war, so konnte es nicht anders seyn, als daß er sich bald hier, bald da stieß, und oft mit dem Rocke hängen blieb: das däuchtete ihm nun, als wenn überall Arme hervorkämen, die ihn hielten und kratzten. Den feurigen Mann mit dem feurigen Pferde hörte er immer näher hinter sich herkommen; der Lärm hinter ihm wurde immer ärger; — jetzt war er ganz nahe; — da stürzte Gustav nieder, aller Sinne beraubt. Die Angst hatte sich seiner so bemächtigt, daß er nun von nichts wußte was mit ihm vorging; und in diesem Zustande blieb er wohl eine Stunde.

Als er die Augen aufschlug, war eine neue Erscheinung für ihn, — er lag im Bette; befand sich auf seiner Tante Gut, und diese stand vor ihm. — Es war ihm gerade zu Muthe wie einem, der aus einem Traume erwacht; er war aber auch äußerst matt und wie zer-

schlagen; doch blickte er ängstlich und furchtsam um sich her. Die Tante redete ihm liebreich zu, und bat ihn, er möchte ihr doch sagen, wie er bei so später Nacht in das Holz gekommen, und was ihm begegnet sei. Ach! seufzte Gustav, und erzählte nun alles, was Ihr meine lieben Leser; schon wisset; und beschloß die Geschichte mit dem feurigen Manne damit, daß dieser ihn eingehohlt, bei den Haaren ergriffen und zu Boden geworfen habe; was aber alsdenn weiter mit ihm vorgegangen, und wie er hierher gekommen wäre, wüßte er nicht.

Nicht wahr, Ihr Alle, die Ihr dieses leset, wundert Euch auch nicht wenig, wie das zugegangen, und was für ein feuriger Mann das gewesen? — ich will es Euch also erzählen. Als Gustav in's Holz kam, und alles um ihn her finster wurde: so sahe er wegen seiner Furchtsamkeit alle Dinge um sich her ganz anders, als sie wirklich waren. Die Zweige und Zacken der Bäume waren die schwarzen Arme, die ihn faßten; und so ging es mit allen übrigen Erscheinungen ganz natürlich zu. Was aber den feurigen Reiter

betrifft, so war es zwar ein Reiter, der hinter ihm her kam; aber kein feuriger. Ein Amtmann aus der dortigen Gegend kam mit seinem Reitknecht aus der Stadt zurück, und dieser letztere ritt mit einer brennenden Fackel vor seinem Herrn her. So sehr war Gustav von der Furcht eingenommen, daß ihm diese beiden Männer bei'm Schein der Fackel und bei'm gewöhnlichen Herabfallen der Funken so vorkamen, als wenn sie und die Pferde feurig wären und lauter Feuer vor sich sprüheten. Da der Reitknecht den ängstlichen Gustav laufen sahe, so ritt er schneller; denn wie das Sprichwort sagt: wer läuft, den jägt man. Er fiel endlich, da seine Kräfte nicht weiter zureichten, ohne alle Besinnung nieder. Der Reitknecht holte ihn gleich ein, und stieg auf Befehl seines Herrn vom Pferde ab, um zu sehen, was das mit dem jungen Menschen wäre. Gustav lag wie todt da. Kaum beleuchtete er ihn mit der Fackel, so erkannten beide ihn, denn sie hatten ihn oft bei seiner Tante gesehen, und staunten jetzt nicht wenig, ihn in der Nacht hier zu finden. Der Reitknecht mußte ihn so-

gleich vor sich auf's Pferd nehmen, und nun ging's in schnellem Trabe hin zur Tante. Daß diese keinen kleinen Schrecken bekam, ihren lieben Gustav in diesem Zustande zu sehen, könnet Ihr, Kinder, wohl denken. Man brachte ihn gleich auf ein Bett; rieb ihn gelinde; hielt ihm stark riechende Sachen vor; aber es schien, als wenn das Leben aus ihm entflohen wäre. Endlich schlug er die Augen auf, und kam wieder zu sich.

Nachdem er die Erzählung seiner schrecklichen Begebenheiten geendigt hatte, so erklärte ihm die Tante nebst dem Amtmanne, der bis jetzt noch da war, alles; aber Gustav hörte nicht hierauf, sondern blieb bei seinen einfältigen abergläubigen Gedanken steif und fest. Um ihn ganz zu überführen, so setzte sich der Amtmann und der Reitknecht mit der Fackel wieder zu Pferde; und Gustav mußte aus dem Fenster sehen. Da schämte er sich nun; aber die schwarzen Arme, die ihn immer ergriffen und gehalten hatten, konnte er noch nicht vergessen; doch endlich machte man auch dies ihm begreiflich. Gustav versprach jetzt mit Mund und Hand, er

wollte sich in seinem ganzen Leben nicht wieder fürchten; sondern recht dreist und herzhaft werden. Das wäre auch alles recht gut gewesen, aber — dieser gehabte Schrecken hat noch bis jetzt traurige Folgen für ihn zurückgelassen: seine Nerven haben so gelitten, daß er jetzt bei der geringsten Veranlassung die heftigsten Krämpfe und Verzuckungen bekommt; niederfällt und eine Zeit lang ganz von Sinnen ist. Er muß auch deshalb immer jemand zur Begleitung bei sich haben. Er ist zwar nun verständig geworden, und siehet seine ehemahligen Thorheiten ein; aber er vergießt auch noch jetzt oft die bittersten Thränen, weil er sich durch seine eigene Schuld krank und elend gemacht hat. Seine guten Aeltern haben schon so viel Mittel angewandt, so vieles Geld dafür bezahlt; aber es scheint nicht, als wenn man Hoffnung haben könnte, ihn von seinem Uebel ganz zu befreien: er wird wohl leider auf immer einen siechen Körper mit sich herum tragen müssen.

Da sehet Ihr nun, Kinder, welchen großen und ganz unersetzlichen Schaden Ihr Euch zuziehen könnet, wenn Ihr Euch von

abergläubiger Furcht beherrschen lasset. O, gewöhnt Euch doch dreist und beherzt! Ihr erspart Euch dadurch für die Folge nicht nur manche Scham, sondern entgehet auch dem Schaden an Eurer Gesundheit, den der arme Gustav nun leiden muß.

Ihr, lieben Mädchen, die ihr gewöhnlich noch furchtsamer und zaghafter, wie die Knaben, seyd, laßt es Euch ja recht angelegen seyn, beherzt zu werden! Wenn Ihr Euch frühzeitig dazu gewöhnt, so wird es Euch weit leichter werden, als wenn Ihr erst in ältern Jahren anfangen wollet. Wenn vielleicht Mägde oder andere Personen Euch dummes abergläubiges Zeug erzählen wollen, so höret es gar nicht an; sondern lachet sie aus. Da gibt es gar Viele von Euch, die sich durch ihre Furchtsamkeit bei allen vernünftigen Menschen zum Gelächter machen. Ich kenne selbst so ein kleines Mädchen von neun Jahren, Emilie S. heißt sie, sonst ein recht gutes und verständiges Kind, aber so zaghaft und feigherzig, daß sie beinahe alle Tage deshalb ausgelacht wird. Soll sie etwa einmahl ein paar Minuten im Dunkeln

in der Stube allein bleiben, so ist sie in tausend Aengsten; oder soll sie aus einer andern Stube, wenn es schon finster wird, etwas holen: so macht sie immer Ausflüchte, und thut es nicht eher, bis es ihr scharf geboten wird. Ja, wenn sie zu Bette gehet, so will sie nicht im Dunkeln bleiben; sondern verlangt, daß die Thür, die zur Wohnstube ihrer Aeltern führt, offen bleiben soll, damit sie das Licht sehen und Menschen hören kann. Ungeachtet nun ihre guten Aeltern und ihre ältere Schwester, ein kluges und ganz vortreffliches Mädchen, ihr schon oft die ernstlichsten Verweise gegeben haben: so will Emilie diese üble und böse Gewohnheit noch nicht ganz ablegen. Sie wäre, wenn sie so bliebe, ein beklagenswürdiges Geschöpf, denn sie würde so wohl von Vernünftigen ausgelacht und verspottet werden, als auch an ihrer Gesundheit Schaden leiden. Doch, ich habe das Zutrauen zu ihr, sie wird auch in diesem Stücke verständig werden.

Da ich eben mit Euch, meine kleinen Leserinnen, von der Furchtsamkeit rede: so muß ich Euch bei der Gelegenheit noch auf einen

Fehler aufmerksam machen, den so Viele von Euch an sich haben: daß Ihr nämlich vor unschädlichen oft ganz kleinen Thieren in Angst und Schrecken gerathet. Wenn Ihr eine Maus sehet, oder auch nur eine kleine Spinne oder Raupe, oder wenn eine dieser letztern etwa gar an Euch kriechet: so seyd Ihr vor Schrecken außer Euch; fangt ein Zetergeschrei an, als wenn Ihr Euch in der größten Gefahr befändet. Sagt einmahl selbst, verdient Ihr nicht, derb ausgelacht zu werden. Was kann Euch eine Maus, die noch dazu ein so artiges munteres Thierchen ist, für Schaden zufügen? sie wird sich gewiß nicht auf Euch setzen und Euch beißen. Und eine Raupe und Spinne, so kleine ohnmächtige Geschöpfe, die man mit dem kleinen Finger todt drücken kann — vor diesen fürchtet Ihr Euch? — seyd Ihr nicht wahre Närrchen? — Versuchet es nur einmahl und greift eines dieser Thiere an; wiederholt dies öfter, und Ihr werdet bald finden, daß ich Recht habe. So habe ich meine eigene Schwester, die sich vor den Spinnen nicht wenig fürchtete, gelehrt, daß sie jetzt diese Thiere in die Hand

nehmen und an sich hinauf und hinab kriechen lassen kann; und das fing ich auf folgende Art an: ich nahm eine Spinne in meine Hand, und nun ließ ich meine Schwester erst mit einem Finger sie berühren, alsdenn sie ordentlich streicheln; hernach mußte sie dies kleine Thier mit zwei Fingern fassen. Dies wiederholte sie oft, und auf die Art lernte sie Spinnen aller Art, kleine und große; ohne Furcht und Abscheu angreifen. Dies, lieben Mädchen, versuchet doch auch, je früher, desto besser. Ihr werdet es gewiß nicht bereuen.

Es gibt auch viele unter Euch, die sich vor Kühen, Schweinen und dergleichen so sehr fürchten und für keinen Preis ein solches Thier angreifen können. Nun ist es zwar wahr, daß man hin und wieder Ursache hat, sich vor solchen großen Thieren in Acht zu nehmen; aber zwischen Vorsicht und ängstlicher Furcht und Zaghaftigkeit ist noch ein großer Unterschied. Vorsichtig und klug ist es, solchen Thieren aus dem Wege zu gehen; aber übertrieben und zaghaft ist es, sich schon verstecken und verbergen zu wollen, wenn man noch weit von ihnen entfernt ist; oder ein

solches Thier aus Furcht nicht einmahl angreifen zu wollen, wenn man doch weiß, daß es einem nicht schaden kann. Auch diesen Fehler, liebe Leserinnen, könnet Ihr abgewöhnen. Emiliens ältere Schwester, die ich vorhin nannte, dies gute, liebe Mädchen, fürchtete sich sonst auch vor dergleichen großen Thieren so sehr, daß sie auf einem Wege, wo jene herkamen, und wenn er auch noch so groß und breit war, lieber zurückkehrte und einen weiten Umweg machte, als daß sie ihnen nahe gekommen wäre. Jetzt ist sie zwar noch immer, wie es auch die Klugheit erfordert, vorsichtig; aber nicht im geringsten furchtsam; sondern sie kann alle diese Thiere angreifen und ohne alle Zaghaftigkeit streicheln. Sehet, das könnet Ihr, wenn Ihr wollet, auch lernen.

Jetzt will ich Euch noch einen Vorfall erzählen, der einem meiner Freunde vor einigen Jahren begegnet ist. Er führte als Hofmeister einen jungen Menschen, und machte mit diesem eine Reise. An einem Anend kehrten sie in einem Gasthofe ein, um da zu übernachten. Sie erfuhren, daß ein paar

Stunden vor ihrer Ankunft des Wirths Tochter gestorben war. Der junge Mensch, der zu den Furchtsamsten gehörte, ob er gleich oft mit seiner Herzhaftigkeit prahlte, hätte gern das Wirthshaus sogleich wieder verlassen, denn es war ihm schon graulich, in einem Hause zu seyn, worin eine Leiche war. Sein Führer merkte auch das bald, und gab ihm einen wohl verdienten Verweis, denn er war deshalb schon so häufig belehrt und zurecht gewiesen worden. Sie bekamen beide eine Stube mit zwei Betten zum Schlafen. Der junge Mensch wacht mitten in der Nacht auf, und da seinem Bette gerade gegen über eine Thür ist, die zu einer andern Stube führt; so fallen seine Augen zuerst darauf; aber was erblickt er? — in der Thür eine weiße weibliche Figur, die sich langsam bewegt und auf sein Bett zuzukommen scheint. — Da befällt ihn ein Zittern, und der Angstschweiß bricht ihm aus, wie er in der Folge nicht ohne Scham selbst gestand. Mit ängstlicher Stimme ruft er seinem Hofmeister zu. Dieser schlief in guter Ruhe; er wiederholt sein Rufen, und endlich erwacht dieser: „Sehen Sie

doch! da kommt sie!“ denn der Furchtsame Hase glaubte nichts gewisser, als die todte Wirthstochter käme an. Mein Freund ermuntert sich, blickt zur Thür hin, und ruft: „wer ist da?“ — Da niemand antwortet, so springt er aus dem Bett, um zu untersuchen, was das ist. Der junge Herr kriecht jetzt, da er seinen Hofmeister auf die Thür zugehen siehet, unter ängstlichen Schreien mit dem Kopfe ganz ins Bett. Und nun rathet einmahl, was es war? — Nichts mehr und nichts weniger, als ein kleiner runder, mit einer weißen Gardine behangener Tisch; auf diesem stand ein weißer Haubenkopf mit einer Haube. Die Thür war nicht fest eingeklinkt gewesen, folglich hatte sie sich nach und nach geöffnet; und weil ein Fenster offen stand: hatte der Wind die Gardine und das Band auf der Haube in Bewegung gesetzt: und so schien es, als käme die Figur gegangen. Das Gelächter, das mein Freund bei diesem Anblick erhob, setzte den jungen Helden in ein neues Schrecken, denn es dünkte ihn, als riefe er vor Angst; bis er endlich seines Irrthums und seiner leeren Furcht überführt wurde.

Er gestand seinem Führer, daß die Empfindung seiner Angst unbeschreiblich gewesen wäre; er hätte geglaubt ersticken zu müssen, so habe die Furcht das Herz ihm gepreßt. Er wollte, setzte er hinzu, sein künftiges halbes Vermögen drum geben, wenn der Vorfall nicht gewesen wäre, denn er schämte sich vor sich selbst. Mein Freund hat noch in folgenden Jahren große Mühe gehabt, um diesen jungen Menschen beherzter zu machen.

Nun sollt Ihr aber auch ein paar Geschichten hören, zum Beweise, daß es eben so gefährlich ist, und daß es die traurigsten Folgen haben kann, wenn man aus seynsollendem Spaß andern Furcht und Schrecken einjagen will. Da weiß ich einen dergleichen Fall aus meinen Schuljahren.

Einer meiner jungen Freunde von etwa funfzehn Jahren, der nebst mir den Winter hindurch einige Mahl in der Woche Nachmittags von vier bis fünf Uhr eine Privatstunde besuchte, erzählte mir eines Tages: er habe gestern, wie er bei seiner Zuhausekunft über den Saal gegangen sey, an dessen Ende seine kleine Stube war, in der einen Ecke eine son-

derbare weiße Figur gesehen; er habe sie angeredet, sie habe aber nicht geantwortet; sondern sie sey bald klein, bald groß geworden. Er habe sich an nichts gekehrt, sey in seine Stube gegangen, habe schnell Feuer angeschlagen und ein Licht angezündet, weil gerade niemand zu Hause gewesen, und mit diesem Licht sey er zurück auf den Saal gegangen; habe aber nun nichts gesehen und nichts gehört. Er wollte, fuhr er fort, wenn sich die weiße Gestalt diesen Abend wieder zeigen sollte, die Sache gewiß herausbringen, da er fest überzeugt wäre, daß Betrug oder eine Spitzbüberei dahinter wäre; er wollte sich zu dem Ende mit einem tüchtigen Stocke versorgen, und seinen ungebetenen Gast gebührend empfangen. Ich wußte gewiß, daß er Wort hielt, denn er fürchtete sich vor nichts; er hatte Muth. Ich, der ich ebenfalls mit meinen früheſten Jahren von meinen guten Aeltern und Lehrern zur Driestigkeit gewöhnt war, verstand mich sogleich dazu, ihm Gesellschaft zu leisten. Wir versorgten uns also beide mit guten Stöcken, und konnten kaum die Abendzeit erwarten; aber — unser Ver-

langen wurde nicht befriedigt, denn wir bekamen nicht das geringste Verdächtige zu sehen. Wir waren vier Abende hinter einander auf unserm Posten, aber wir fanden nichts: und gaben also unser Unternehmen auf. Schon machte ich meinem jungen Freunde Vorwürfe, er habe sich von seiner Einbildungskraft täuschen lassen; aber er versicherte das Gegentheil.

Einige Tage darauf, Abends spät, kam mein Freund zu mir: Ich habe heute das Gespenst entdeckt, sagte er — sahe aber dabei sehr niedergeschlagen aus. Das erstere freuete mich, dieses aber war mir auffallend; und ich bat ihn dringend, mir doch sogleich die ganze Sache zu erzählen. Nun erfuhr ich Folgendes: Wie er nach fünf Uhr, wie gewöhnlich, zu Hause gekommen war: so zeigte sich ihm in derselben Ecke des Saales die weiße Gestalt wieder. Nun hatte er, ob wir gleich die Hoffnung aufgegeben, noch immer die Vorsicht gebraucht, unter einem Schranke, der beim Eingange des Saales stand, seinen Stock zu verbergen, um bei wiederkommendem Nothfall Gebrauch davon zu machen. Jetzt also,

ohne sich lange zu besinnen, ergriff er dies Instrument, und damit gerade auf die weiße Figur zu. Da sein wiederholtes Wer da? ohne Antwort blieb, und die Gestalt sich, wie das erste Mahl, bald klein, bald groß machte: so versetzte er ihr aus Leibeskräften einen Schlag; und mit einem Schrei: „ach Jesus!“ sank sie nieder. Um es Euch nur kurz zu erzählen — es war die Magd, die bei seiner Tante diente. Dies einfältige Geschöpf hatte sich, wie sie hernach selbst aussagte, an dem jungen Menschen rächen wollen, weil er sie einmahl wegen einer Lüge, auf der er sie ertappt, bei seiner Tante verklagt hatte. Ihr könnet Euch, lieben Kinder, wohl vorstellen, daß mein junger Freund, der nun in aller Geschwindigkeit Licht herbeischaffte, vor Schrecken außer sich war, als er diese Person vor sich liegen und vom Kopfe, den er ihr getroffen, das Blut stromweise herabfließen sahe. Die Tante war wieder nicht zu Hause; dies hatte die Magd, wie das vorige Mahl, abgepaßt. Mein Freund schaffte ohne Verzug einen Wundarzt herbei, der zum guten Glück in der Nähe wohnte; wußte sich aber,

wie er mir sagte, vor Besorgniß nicht zu lassen, bis er erfuhr, daß die Wunde nicht tödlich war. Der Arzt beruhigte ihn deshalb, setzte aber auch hinzu, daß um ein paar Finger breit weiter die Person auf der Stelle todt geblieben wäre. Der junge Mensch, der ein gutes, mitleidiges Herz hatte, blieb eine geraume Zeit niedergeschlagen; denn die Person mußte, ungeachtet sie außer Gefahr war, große und lange Schmerzen ausstehen.

Nun bedenket einmahl, Kinder, was für schreckliches Schicksal das gewesen wäre, wenn die Magd — und das durch ihre eigene Schuld — ihr Leben verloren hätte! Hier ist noch ein anderes Beispiel der Art.

Drei junge Männer, die in der freundschaftlichsten Verbindung standen, wurden einst zu einem ihrer ehemaligen Schulfreunde, dem Besitzer eines Landgutes eingeladen. Sie nahmen es an, und ritten zusammen an den bestimmten Ort. Abends wurden ihnen ihre Schlafzimmer angewiesen: zwei bekamen eines zusammen, der dritte aber, Namens Hartmann, bekam eines für sich besonders.

Nach Mitternacht wurde Hartmann durch

ein Geräusch aufgeweckt; er horchte — es war auf dem Gange vor der Schlafstube. Er schlief wieder ein, seine Ruhe dauerte aber nicht lange; er wurde durch ein größeres Geräusch erweckt. Nun richtete er sich in seinem Bett in die Höhe und war aufmerksam. Es kam immer näher und — mit einem Mahle öffnete sich die Thür. Eine schneeweiße Gestalt trat herein, und näherte sich langsam dem Bette. Hartmann erschrak zwar etwas beym ersten Anblicke, er ermannte sich aber auch gleich wieder, denn es fehlte ihm nicht an Herzhaftigkeit. Er sprang schnell aus dem Bette; zog seinen Ueberrock an, und ergriff eine seiner Pistolen, die auf einem Tischchen lagen. Das Gespenst stand jetzt einen Augenblick still, und Hartmann erwartete, was es weiter beginnen würde. Nun winkte es auf eine langsam feierliche Art, und ging zur Thür, zum Zeichen, daß er ihm folgen sollte. Hartmann besann sich nicht lange, sondern that es mit der Pistole in der Hand. Die weiße Gestalt führte ihn über einen langen Gang; öffnete am Ende desselben eine Thür, und gab zu verstehen, daß Hartmann hin-

ein gehen möchte — er that es auch. Schnell warf das Gespenst die Thür hinter ihm zu, und er war allein.

Er befand sich nun in einem kleinen Stübchen mit einem einzigen Fenster. Es war ganz leer, wie er bei'm Schein des Mondes sehen konnte; außer daß unter dem Fenster etwas stand, was einem Tische ähnlich und mit einem schwarzen Tuche behängt war. Hartmann wollte sehen, wo die weiße Gestalt geblieben; er fand aber die Thür verschlossen. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, sie zu öffnen, näherte sich wieder dem Fenster, und besahe das darunter stehende schwarze Ding von allen Seiten. Indem er so stand und bei sich überlegte, was anzufangen wäre: so schien es, als wenn das schwarze Tuch sich zu bewegen anfinge. Er hatte genau Acht, und es war wirklich so; die Bewegung blieb aber ein und eben dieselbe. Da konnte er der Begierde, zu wissen, was das wäre, nicht länger widerstehen; er hob das Tuch auf — aber ach, was erblickte er da! Ein Menschenkopf, der über und über vom Blute troff, den Mund weit aufsperrte und die Zunge lang heraus steckte,

stand auf dem Tische. Daß Hartmann bei'm ersten Anblick sich nicht sollte entsetzt haben, ist nicht zu verlangen. Er trat einige Schritte zurück, faßte aber bald darauf neuen Muth, und entschloß sich, mit der Pistole in der Hand, zu untersuchen, was es wäre. Indem er sich näherte, fiel die Tischplatte in zwei Stücke; und der blutige Kopf hob sich mit lautem Gelächter in die Höhe.

Was meinet Ihr nun wohl, was das war? — Der Eine von Hartmanns Begleitern hatte sich zum Gespenst gemacht; ihn aus dem Schlafe gestört und in dies Stübchen gelockt; der Andere aber hatte diesen gräßlichen Anblick verursacht. Er hatte seinen ganzen Kopf mit Blut bestrichen, und ihn durch den Tisch gesteckt, der besonders dazu verfertigt war: er bestand aus zwei Theilen, und hatte in der Mitte eine Oeffnung, durch welche man mit dem Kopfe kriechen konnte, daß es ganz so schien, als wenn ein Kopf auf dem Tische stände. Nun werdet Ihr aber auch gern wissen wollen, was Beide dazu bewogen — die Veranlassung war folgende:

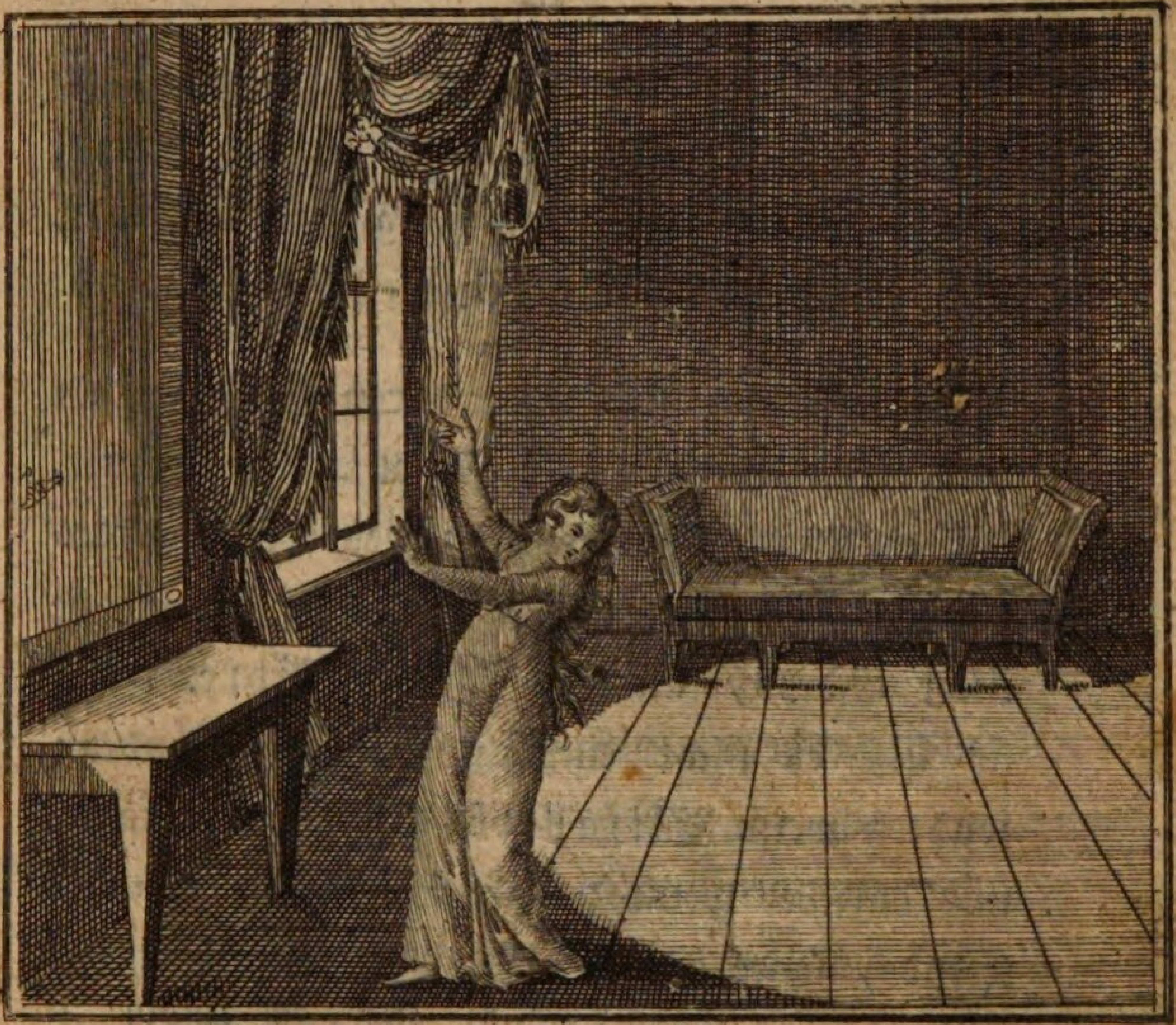
Die drei Freunde unterhielten sich einst von

Gespenstern und solchen Geschichten, die der Aberglaube ersonnen; und da behauptet Hartmann, wie jeder Vernünftige, daß es mit allen nichts sey, und daß er sich überhaupt vor nichts gefürchtet habe, und sich auch nie fürchten werde. Hierauf beredeten sich die beiden andern, ihn bei der ersten Gelegenheit auf die Probe zu stellen; allein es verging wohl ein Jahr, ehe sie dies bewerkstelligen konnten. Da sie jetzt zu ihrem auswärtigen alten Schulfreunde eingeladen wurden, so schien ihnen dies die beste Gelegenheit zu seyn, ihr Vorhaben auszuführen. Sie theilten ihm deshalb noch vor ihrer Ankunft ihren gemachten Plan schriftlich mit, damit er die zu ihrer Spukerei nöthigen Sachen herbeischaffen konnte.

Nicht wahr, lieben Kinder, bei'm Lesen dieser Geschichte hat Euch ein kalter Schauer befallen? Ihr sehet aber wieder hieraus, daß Ihr nicht nur keine Ursache habt, Euch vor solchen Erscheinungen zu fürchten, sondern auch, daß es unvernünftig und im höchsten Grade unbesonnen ist, jemanden Furcht und Schrecken einzujagen. Wie leicht war es geschehen, daß Hartmann seine Pistole auf jenen abfeuer-

te? Machet es Euch also zu einem unverbrüchlichen Gesetz, nie so etwas zu thun; ja vermeidet es sogar, Euern Gespielen oder ältern Personen kleinere Arten von Schrecken zu verursachen. Z. B. Euch hinter eine Thür, einen Schrank oder auf eine andere Art zu verstecken, und plötzlich hervorzufahren — auch dies kann bei vielen Personen die traurigsten Folgen bewirken. Sehet Ihr von andern, daß sie solche einfältige Späßchen treiben wollen: so verhindert es auf alle mögliche Art! Ihr könnet dadurch die Gesundheit Vieler erhalten. Stößt Euch aber etwas auf, kommt Euch dies oder jenes zu Gesicht, wovon Ihr nicht wisset, was es ist: so zittert und bebt nicht, oder nehmt etwa gar das Reißaus; sondern stellt eine behutsame und genaue Untersuchung an. — Ihr werdet gewiß jedesmahl finden, daß keine Ursache zum Erschrecken oder Fürchten da war.

No. 10.



Rusler fec.

10.

Man muß niemand wegen eines körperlichen Gebrechens verspotten.

Christiane M.** hatte nebst vielen Untugenden auch die, daß sie ihren Mitschülerinnen, wo sie nur konnte, Ekelnamen anhängte, und sich vorzüglich über sie lustig machte, wenn sie körperliche Fehler an sich hatten.

Daß das schändlich ist, war ihr schon oft erklärt worden; allein sie achtete nicht hierauf, und dazu kam noch, daß sie gut gebildet war, und sich hierauf nicht wenig einbildete.

So befand sich unter ihren Gespielen ein Mädchen, welches den Fehler an sich hatte, daß es schielte, übrigens war es recht verständig und gutartig. Dies Mädchen nannte sie nicht anders, als die schiele Liese. Ja, sie ließ es nicht einmahl hierbei bewenden; sondern wenn Elisabeth sich beleidigt fand, und darüber weinte; so hatte sie die innigste Freude, sagte auch wohl: sieh, so schöne Augen mußt du dir anschaffen, wie ich habe! — O, hätte doch Christiane bedacht, wie hinfällig und vergänglich die äußere Schönheit ist, so würde sie sich der ihrigen wegen nicht einen solchen Werth beigelegt haben.

Einige Tage darauf, als sie gerade die gute Elisabeth in einer Gesellschaft, die aus lauter Schulfreundinnen bestand, recht lächerlich zu machen und zu kränken gesucht hatte, fing sie an, über Uebelkeiten zu klagen, und — sie bekam die Pocken. Nun gerieth

sie eben so, wie ihre Aeltern, in die größte Angst: denn schon hatte diese Krankheit, die für dies Jahr recht bösartig war, viele Kinder und Erwachsene weggerafft. Da mußte nun Christiane viel, sehr viel leiden; und die Angst, daß sie sterben, wenigstens ihr hübsches Gesicht verlieren könnte, vermehrte ihren Schmerz um ein großes! Sie kam dem Tode sehr nahe; doch durch die Hülfe des Arztes wurde sie gerettet; aber — ihre schönen Augen und ihr hübsches Gesicht, auf welches sie sich so viel einbildete, waren auf immer dahin. Eines ihrer Augen hatte sie ganz eingebüßt, und ihr vorheriges glattes, weiß und rothes Gesicht war nun ganz zerfetzt, mit Narben bedeckt und sich ganz und gar unähnlich geworden; so auch die Arme und Hände. Als sie sich zum ersten Mahle wieder im Spiegel besah, was sonst ihre tägliche, stündliche und liebste Beschäftigung war, fiel sie in Ohnmacht; so entstellt zu werden, hatte sie für ganz unmöglich gehalten.

Nun bedenkt einmahl, lieben Kinder, wie der Christiane zu Muthe seyn mußte, als sie nach ihrer ausgestandenen Krankheit die

Schule wieder besuchte, und Elisabeth erblickte, die sonst so oft ein Gegenstand ihres Spottes war! — Sie unterstand sich gar nicht, die Augen aufzuschlagen. Da mußte sich ihr jetzt der Gedanke aufdringen. „Das gute Mädchen hast du ihres Schielens wegen so oft verächtlich und spöttisch behandelt; hast es beleidigt und gekränkt; bildetest dir auf deine Sch[illegible]nheit so viel ein, und nun — bist du so ganz häßlich geworden, daß, Elisabeth mit ihren schielenden Augen noch eine Schönheit gegen dich ist. Wie wenn du nun verachtet und verspottet würdest? o, es geschähe dir ganz recht; es wäre dein verdienter Lohn für dein voriges Betragen!“

O, meine lieben kleinen Leser und Leserinnen, machet Euch doch nicht des Vergehens schuldig, Eure Gespielen oder auch erwachsene Personen wegen körperlicher Gebrechen zu verspotten! Solche Personen sind ja schon an und für sich zu beklagen; wie schändlich und unverantwortlich ist es nun, sie noch durch Spott zu kränken! Ist es nicht vielmehr Pflicht, ihnen ihr Leiden zu erleichtern? — Danket doch Gott, Ihr, die Ihr gerade und

gesunde Glieder habt, und machet Euch durch einen rechtmäßigen Gebrauch derselben würdig. Machet es Euch überhaupt zur strengsten Pflicht, keinen Eurer Gespielen auf irgend eine Art zum Gespött zu machen. Da giebt es gar Viele unter Euch, die Andere bei allen möglichen Gelegenheiten vexiren, und nicht selten aus dem Grunde, weil diese oder jene nicht so angesehene, vornehme oder so reiche Aeltern haben. O, das ist schändlich, verräth ein böses Herz! Habt Ihr etwas dazu beigetragen, daß Eure Aeltern vornehm oder reich sind? Könntet Ihr nicht eben so gut ganz niedere und arme Leute zu Aeltern haben? wollet und dürfet Ihr Euch nun deswegen über andere erheben? Suchet Euch doch vielmehr durch ein gütiges und bescheidenes Betragen Eures Standes würdig zu machen! seyd liebreich gegen alle Menschen, und bedenkt, daß die, welche jetzt niedrig und arm sind, sehr leicht einmahl noch angesehener und reicher werden können, als Ihr seyd; bedenkt auch zugleich, wie es Euch gefallen würde, wenn die, welche mehr sind, als Ihr, Euch verächtlich behandeln wollten. Sehet

alle Menschen, auch die ärmsten und die vom niedrigsten Stande, als Eure Brüder und Schwestern an. Sie sind es ja auch wirklich; denn Alle haben den guten Gott zum gemeinschaftlichen Vater, der sie wie seine Kinder liebt. Kränket und betrübet also keinen, sondern wo Ihr jetzt schon als Kinder, und ins künftige, wenn Ihr erwachsen seyd, einen Betrübten trösten und vergnügt machen; wo Ihr einem Unglücklichen und Elenden beistehen und helfen könnet: so thut es, und thut es gern, wenn Ihr auch deswegen große Mühe über Euch nehmen müsset. Ferner, wenn unter Euern Gespielen welche sind, die nicht so viele Verstandeskräfte haben, als Ihr; die nicht so viel und leicht begreifen können; nicht so leicht etwas lernen können, als Ihr: o verspottet sie ja nicht, beklagt sie vielmehr, und weiset sie auf eine liebreiche Art zurecht, wo Ihr könnet; helft ihnen bei ihren kleinen Arbeiten und Geschäften, wo es angeht. Wenn Ihr Euch nicht schon jetzt an ein menschenfreundliches Betragen gewöhnt, so werdet Ihr in der Folge rohe, harte, lieblose Menschen, und könnet folglich auch nicht von andern er-

warten, daß sie Euch werth halten und lieb haben. Macht Ihr es aber so, wie ich Euch gesagt habe: so werdet Ihr bald aus der Erfahrung sehen, daß Ihr von allen guten Menschen geschätzt und geliebt werdet.

11.

Durch Eigensinn und Widerspenstigkeit ziehen sich Kinder Verachtung und Schaden zu.

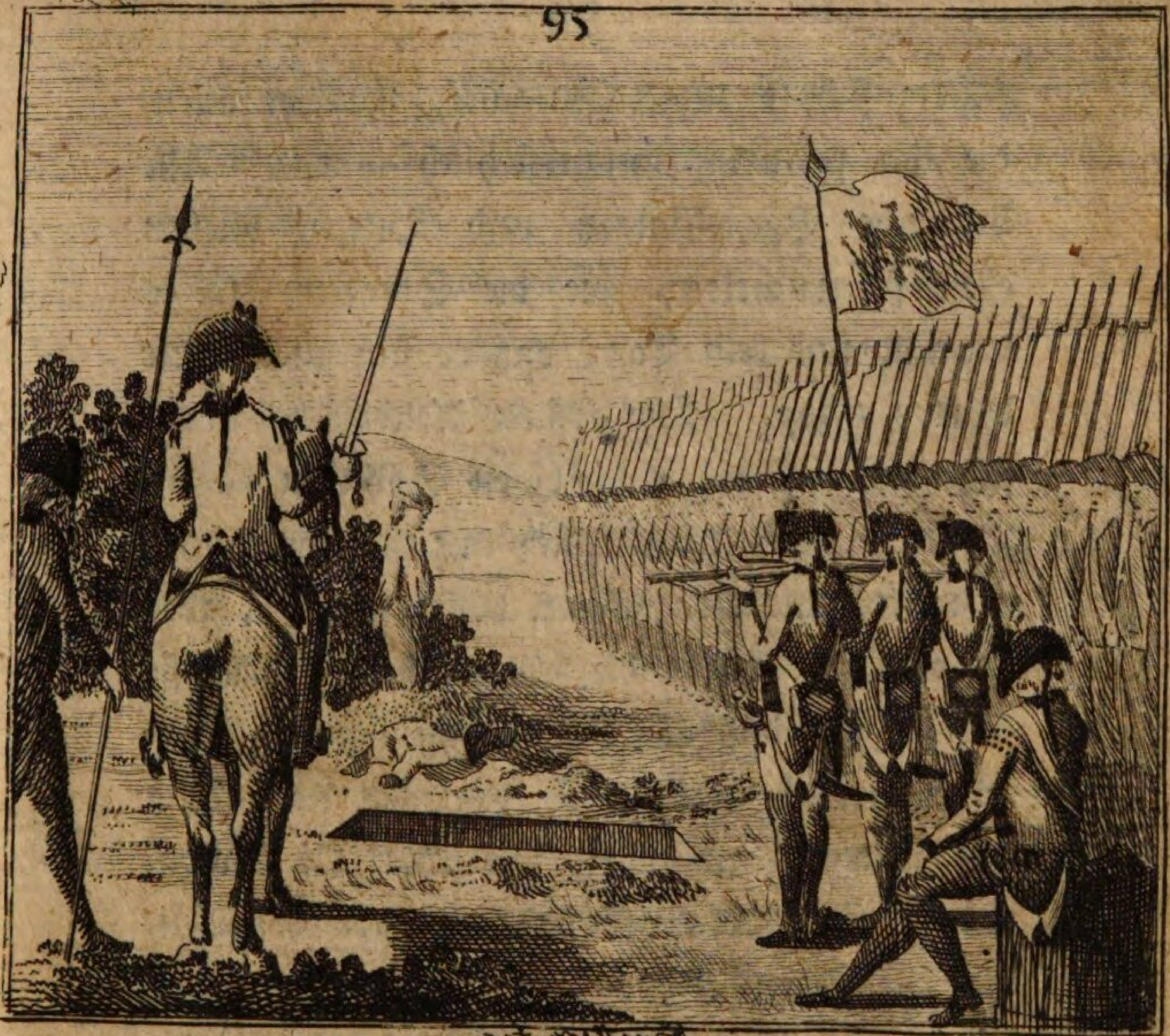
Schon oft, lieben Kinder, wird Euch gesagt worden seyn, daß Ihr nicht eigensinnig und widerspenstig seyn müsset. Ihr werdet auch wohl schon aus Eurer eigenen Erfahrung

wissen, daß es immer üble Folgen für Euch hatte, wenn Ihr es waret. Da sollet Ihr auch hier ein paar Beispiele hören, die Euch zeigen werden, wie unglücklich Eigensinn und Widerspenstigkeit macht.

In einer großen Stadt waren ein paar Aeltern, die viele Kinder hatten. Sie waren auch alle recht gut und artig; nur die kleine Amalie war ein böses, eigensinniges Mädchen; ja sie war so arg, daß sie in der ganzen Stadt unter dem Namen: „die eigensinnige Amalie“ bekannt war. Wenn sie sich einmahl in den Kopf gesetzt hatte, dies oder jenes zu haben: so ließ sie nicht eher nach, bis sie es wirklich hatte; oder wenn sie es nicht bekam, so schrie sie unaufhörlich; warf und stieß nach allem, was um und neben ihr war. Ihr könnet leicht denken, daß sie sich durch ein solches Betragen bei allen Kindern und Erwachsenen verhaßt machte.

Einst sahe sie auf ihres Vaters Arbeitstische ein Federmesser liegen. Sie griff darnach, denn sie hatte noch überdies die böse Gewohnheit an sich, alles, was sie auch ganz und

gar nicht anging, in die Hände zu nehmen. Der Vater legte das Federmesser zurück, mit dem Bedeuten: es wäre scharf und spitzig, und sie könnte sich Schaden thun. Amalie, statt still und ruhig zu seyn, fing ein schreckliches Toben an; schrie und heulte wie eine Unsinnige. Der Vater, der gerade in voller Arbeit saß, ließ das einige Augenblicke geduldig hingehen; die Mutter aber, welche befürchtete, das Toben möchte immer ärger werden, gab der Amalie unbemerkt das Messer, um sie nur still und ruhig zu machen. Nun ward sie es zwar auch; aber mit einem Mahle erhob sich ein neues Geschrei. Vater und Mutter blickten hin, und — Amalie hatte sich mit dem Federmesser ins Auge gestochen. Außer den Schmerzen, die sie zu leiden hatte, wurde dies Auge völlig blind, und nun mußte sie ihr ganzes Leben durch für ihren Eigensinn büßen. —



So habe ich auch einen Knaben gekannt, der in den folgenden Jahren für seine Widerspenstigkeit einen schrecklichen Lohn bekam. Er hieß Ernst. So hübsch und wohlgebildet er äußerlich war, so häßlich war seine Sinnesart. Wenn ihm etwas befohlen wurde, so that er entweder, als hörte er es gar nicht; oder er that das Gegentheil von dem, was er thun sollte. Mußte er ja, durch Strafe gezwungen, ein Gebot befolgen: so brummte und murrete er dabei, und

führte sich so ungezogen auf, daß er allen, die ihn kannten, unausstehlich wurde. Alle liebreiche Vorstellungen und Bitten blieben eben so fruchtlos, wie die Strafen; ja es verging fast kein Tag, daß er sich nicht diese letztern zuzog. Die armen Aeltern betrübten sich herzlich, einen so bösen Sohn zu haben. Zwar schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, er würde mit den Jahren besser werden; aber es erfolgte gerade das Gegentheil. Da sie nun sahen, daß alle bisher angewandten Mittel vergeblich waren: so ergriffen sie endlich das letzte — sie gaben ihn unter die Soldaten. Hier bekam er ganz andere Strafen, als bei seinen Aeltern, denn für jedes Vergehen wurde er gezüchtigt. Jetzt wäre es die höchste Zeit gewesen, in sich zu gehen und sich zu bessern; allein das widerspenstige Wesen war ihm schon so eigen geworden, daß es sich bei allem, was er that, zeigte. Er bekam täglich Prügel. Endlich verging er sich gegen einen seiner Vorgesetzten — er mußte Gassen laufen; der Rücken wurde ihm so zerhauen, daß ganze Stücken Haut und Fleisch herab hingen, denn er war bei allen seinen Kame-

raden verhäßt. Nun faßte er, statt den Vorsatz der endlichen Besserung den rachsüchtigsten Entschluß. Er verging sich aufs neue, und wurde, wie es die Gesetze mit sich brachten — erschossen. So schrecklich können die Folgen der Widerspenstigkeit werden!

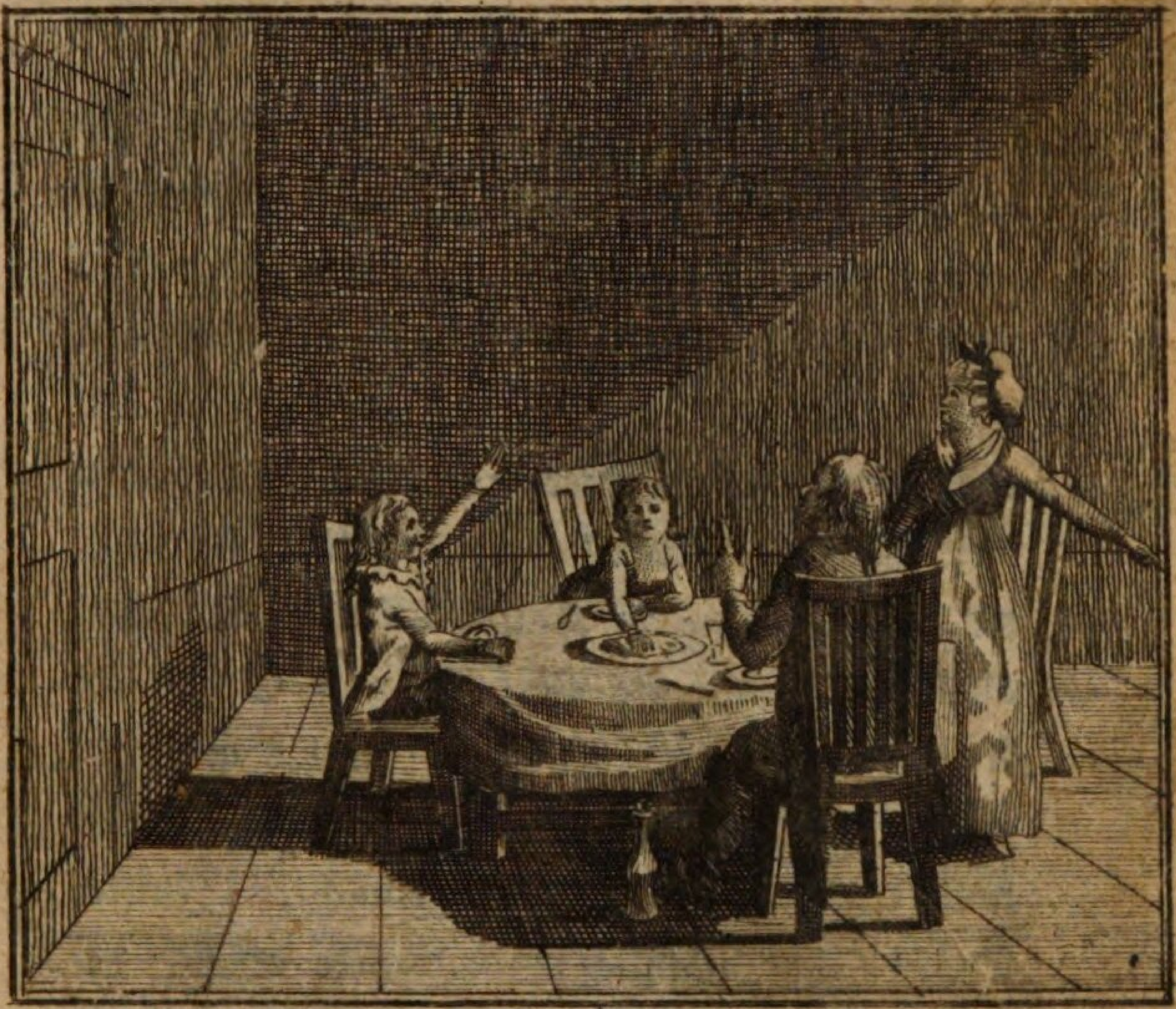
O, Kinder; die Ihr dies leset, beherzigt es doch! und glaubt, daß man es gut mit Euch meinet, wenn man Euch zum willigen Gehorsam anhält. Dachte Ernst wohl in seinen Kinderjahren, daß er durch sein mürrisches Betragen und durch seine Widersetzlichkeit sich schon als Jüngling den Tod zuziehen, und daß eine Kugel seinem Leben auf die Art ein Ende machen würde? Einige, die ihn den Tag vor seiner Hinrichtung gesehen und gesprochen hatten, erzählen, daß sein Zustand über alle Maßen schrecklich gewesen wäre. Er habe sich verzweiflungsvoll die Haare ausgerauft und ein Mahl über das andere gerufen: „Ich unglücklicher, elender Mensch! ach, wäre ich doch in meinen Knabenjahren nicht so ungehorsam gewesen! nun muß ich schon so früh sterben! — ach, meine lieben armen Aeltern!“ — Ja, Kinder, so geht es. Wenn

Ihr nicht schon mit den frühesten Jahren anfangt, Eure Fehler abzulegen; so werden daraus nach und nach, ehe Ihr es vermuthet, große Laster, die Euch früher oder später, aber gewiß höchst unglücklich machen. Gewöhnt Euch doch also ja, ich bitte Euch nochmahls, an den pünktlichsten und willigsten Gehorsam! Ihr werdet bald finden, daß die willige Beobachtung Eurer gesammten Pflichten Euch selbst Freude und Vergnügen gewähren wird.

Die elfjährige Leopoldine ist zwar noch nicht in so hohem Grade widerspenstig, aber sehr leicht kann sie es werden, wenn sie in ihrem bisherigen Betragen fortfährt. Selten ist sie willig und bereit, das zu thun, was ihre Mutter, oder ihre erwachsene Schwester sagt; immer hat sie etwas dagegen einzuwenden. Soll sie den Tisch decken, oder ein anderes kleines häusliches Geschäft übernehmen, so hat sie gewöhnlich darwider zu reden, oder, wenn sie es thut, so geschieht es mit Unwillen. Nicht selten ist sie schon verdrießlich und mürrisch, wenn sie von ihrem Platze aufstehen und etwas holen soll; ja sie erlaubt sich wohl gar, mit dem Fuße zu stampfen oder auf eine andere unanständige Art ihren Widerwillen auszulassen. Erhält sie Verweise, so thut sie, als wenn sie nichts hört; singt auch wohl während der Zeit. Es ist allen, die Leopoldinen kennen, unbegreiflich, warum sie dieses garstige Betragen noch nicht ablegen will, da es schon viele schädliche Folgen für sie gehabt hat, und noch größere haben wird. So hat sie schon die Liebe vieler verloren, weil sie immer das Wort führen und alles nach ihrem

Kopfe haben will. Sie wird sich, wenn sie wirklich so fortfahren sollte, allgemein verhaßt machen. Es muß ihr auch schon durch die Erfahrung bekannt seyn, daß es jedes Mahl ihr eigener Vortheil ist und gute Folgen für sie hat, so oft sie ein entgegengesetztes Betragen beobachtet, und willig das thut, was ihr zu thun obliegt: denn man hat sie alsdann lieb und schätzt sie. Und wenn sie nur will, kann sie sich recht gut betragen; es hängt also ganz allein von ihr ab, sich diese Liebe zu erwerben. Jetzt ist es die höchste Zeit; daß sie sich ihr widerspenstiges garstiges Betragen abzewöhnt, und die Lehren, die ihr täglich gegeben werden, nicht etwa auf heute oder morgen; sondern ununterbrochen zu befolgen, sich befleißiget.

Ihr sollet es erfahren, meine kleinen Leser und Leserinnen, ob Leopoldine ihre Pflicht besser erfüllen, oder ihr ferner entgegen handeln wird. Im ersten Falle wird sie sich glücklich, im andern aber gewiß höchst unglücklich machen.



12.

Der Unhöfliche ist nirgends wohl gelitten.

Junker David, eines reichen Gutsbesitzers Sohn, ist im höchsten Grade ungesittet und unhöflich, ob es ihm gleich nicht an den besten Unterweisungen fehlt. Selbst die Kinder der Landleute, die doch die Erziehung nicht ge-

nießen, sind weit höflicher, als er. Es ist daher ganz natürlich, daß ihn weder Erwachsene, noch seine Gespielen leiden können; und daß man ihn lieber gehen, als kommen sieht. Nicht selten geschieht es, daß man seinen Aeltern, wenn sie zu einer Gesellschaft eingeladen werden, nicht undeutlich merken läßt, sie möchten ihren Sohn zu Hause lassen. Da nun alle bisher gemachte Versuche von Seiten der Aeltern und seines Lehrers fruchtlos geblieben sind, so hat dieser mit Einstimmung jener noch einen neuen Versuch gemacht. Junker David hat nämlich, ungeachtet er sich gewaltig sträubte, seine Kleidung ablegen und dagegen einen ganz schlechten bäuerischen Rock nebst Zubehör anziehen müssen. Wo er jetzt gehet und stehet, wird er beschämt, und dies wird so lange dauern, bis er gesitteter und höflicher geworden ist.

Da ist noch ein Knabe, Namens Bernhard, der sich auch durch sein unmanierliches, unhöfliches Betragen auszeichnet. Weder gegen seine Aeltern, noch seine Lehrer; weder gegen andere Leute, noch seine Gespielen und

Bekannten beobachtet er die Pflichten der Höflichkeit. Statt seine Aeltern um dieses oder jenes zu bitten, sagt er gewöhnlich: „Ich will das haben! Sie müssen mir das geben!“ — Wenn man ihn bei Tische sieht, sollte man glauben, er hätte noch nie mit ordentlichen gesitteten Menschen gegessen, solche Unarten und Unhöflichkeiten erlaubt er sich. Ohne erst zu warten, was ihm vorgelegt wird — da er noch dazu der Jüngste ist — so fährt er immer zuerst nach der Schüssel; verlangt geradezu immer das Beste zu haben; ja er wirft wohl das, was er schon erhalten hat, wieder zurück, wenn es nicht nach seinem Geschmack ist. Eben so ungesittet ist er auch bei'm Genuß der Speisen selbst; er gebraucht die Finger mehr, als das Messer und die Gabel. Seine Lehrer haben täglich Ursache, Klagen über ihn zu führen, denn in seinen Reden wie in seinem ganzen übrigen Benehmen ist Grobheit. Gegen die gerechtesten Verweise, die er erhält, verantwortet er sich in den rohesten Ausdrücken. Wenn er Personen, die mit seinen Eltern Umgang haben, begegnet: so lacht er, anstatt sich anständig zu benehmen, hinter

ihnen her; sieht sie auch wohl starr an, ohne an seinen Hut zu greifen. Seinen Gespielen läßt er seine Grobheit erst recht empfinden, sie vermeiden ihn daher auch lieber, als daß sie sich etwas mit ihm zu schaffen machen: dessenungeachtet drängt er sich überall zu, und macht sich hierdurch noch unleidlicher. Verweise sind eben so wenig gespart worden, als wirkliche Strafen, den tölpischen Bernhard zu bessern; aber bis jetzt ohne die gehoffte Wirkung. Die Aeltern werden, wie man sagt, noch einen neuen Versuch machen; sollte auch dieser mißlingen: so wird allgemeine Schande sein Theil seyn.

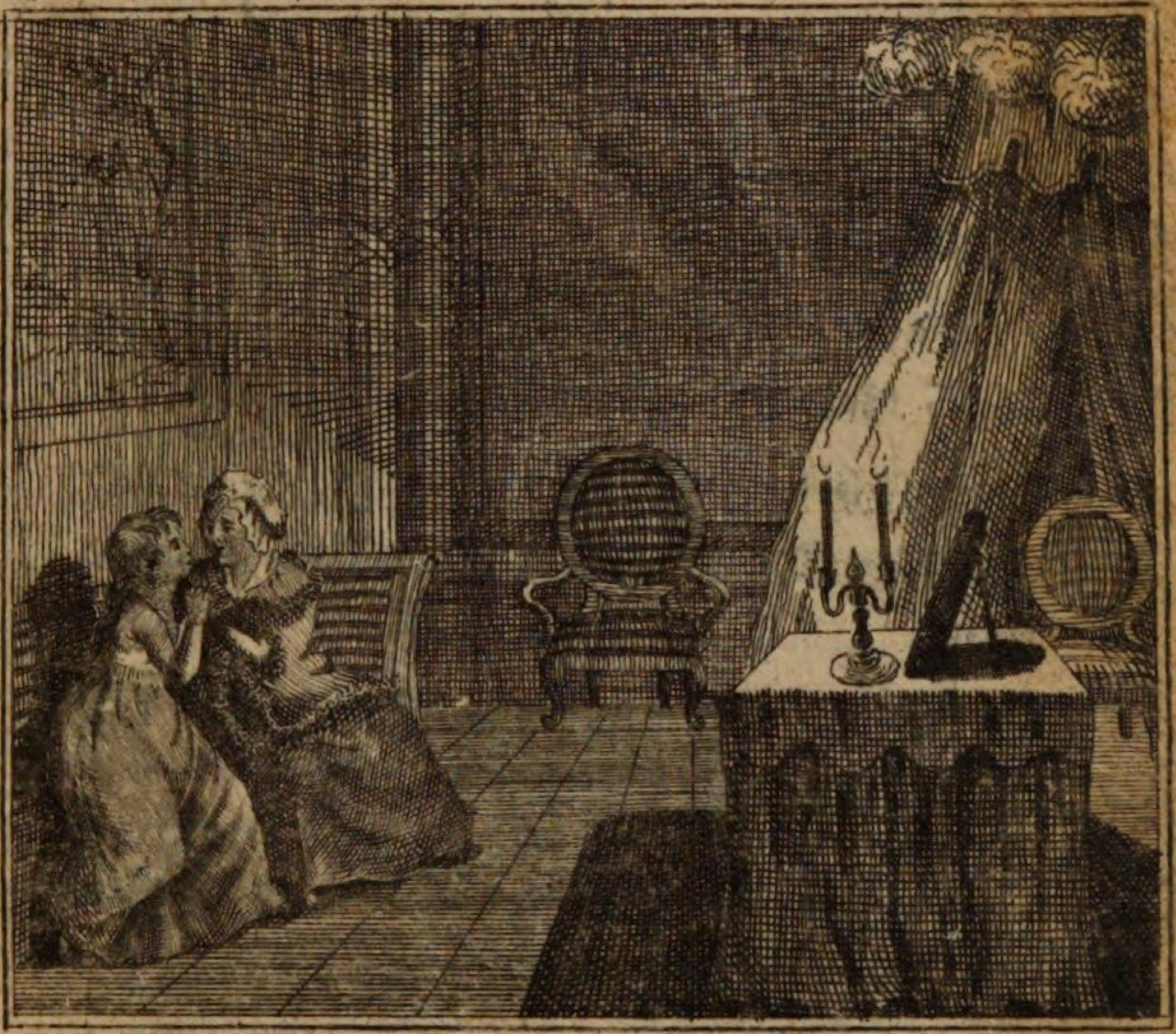
Bernhards Vetter, Anton, zeichnet sich im Gegentheil durch Höflichkeit und Bescheidenheit aus. Nie begeht er gegen seine Aeltern die geringste Unbescheidenheit; nie widerspricht er, wenn diese ihm etwas sagen; nie ist er unwillig, wenn ihm ein Gegengeschäft aufgetragen oder eine seiner Bitten abgeschlagen wird. Er begegnet seinen Aeltern mit der größten Ehrerbietung und kommt ihren Wünschen auf alle mögliche Art zuvor,

und das thut er, ohne Schmeichler zu seyn.

Uebersehet diese Worte nicht, liebe Kinder! es ist etwas sehr wichtiges, worauf ich Euch aufmerksam machen will. Es giebt manche unter Euch, die zwar höflich und artig; aber auch dabei Schmeichler sind, und immer sagen: „Nicht wahr, Sie sind mein lieber Vater? meine liebe Mutter? — nicht wahr, ich bin Ihr lieber Sohn? Ihre liebe Tochter?“ und dabei macht dann das liebe Söhnchen und das liebe Töchterchen so sonderbare ganz unnatürliche Mienen; verzieht das Gesicht, daß man glaubt, einen Affen zu sehen. Das taugt nicht, Kinder; schlechterdings nicht! aus solchen werden gewöhnlich in der Folge falsche scheinheilige Personen, denen man nicht trauen, auf die man sich nicht verlassen kann.

So höflich und bescheiden Anton gegen seine Aeltern sich beträgt, so ist er auch gegen seine Lehrer. Diese stellen ihn oft dem Bernhard und allen seinen Mitschülern zum Muster vor. Auch allen übrigen Personen be-

weiſ't er die ſchuldige Hoͤflichkeit, den Vorneh-
men wie den Geringſten. Eine natuͤrliche
Folge ſeines Benehmens iſt, daß ihn alle, die
ihn kennen, ſchaͤtzen und gern um ſich haben.



13.

Ein gutes Herz erwirbt Freundschaft und Liebe.

Sophie, ein junges Mädchen, diente seit einigen Monaten bei einer vornehmen und reichen Dame. Eines Abends kam diese von einem Besuche zurück, und wunderte sich nicht wenig, als sie Sophien, die bisher heiter

und froh zu seyn schien, mit roth geweinten Augen erblickte. Dies veranlaßte folgende Unterredung:

Dame. Was ist dir, Sophie? bist du krank, oder ist dir sonst etwas begegnet?

Sophie. (mit leiser Stimme und zurückgehaltenen Thränen) Ach! — nichts, gnädige Frau.

D. Ich habe dich noch nie auf einer Unwahrheit getroffen; aber jetzt —

S. O, vergeben Sie mir! — aber befehlen Sie nicht, daß ich Sie auskleide?

(Die Dame ließ stillschweigend sich auskleiden, und dann begann sie von neuem.)

D. Nun, Sophie, setze dich hier zu mir, (Sophie that es nach einigem Weigern) und sage mir offenherzig, was dir fehlt; oder hast du das Zutrauen zu mir verloren?

S. (küßt ihr mit Heftigkeit die Hände) Ach, liebe gnädige Frau! wie könnt' ich das?

D. Nun so sage doch, was dir fehlt? ich habe dich ja bisher immer vergnügt gesehen.

S. Ja wohl war ich froh und glücklich, aber dies kann ich erst in vier Wochen wieder seyn, oder niemahls in meinem ganzen Leben. (Sie brach in lautes Weinen aus).

D. (bestürzt) Du ängstigst mich!

S. Verzeihen Sie! das will ich ja nicht! — mein armer Pflegevater Herrmann und mein guter Bruder Heinrich sind unglücklich! sie haben beide, seit dem Tode meiner Mutter, mir so viel Gutes erzeigt, als wenn jener mein leiblicher Vater, und dieser mein leiblicher Bruder gewesen wäre.

D. Sind sie das nicht?

S. Nein, meinen Vater hab' ich schon in meinem neunten Jahre verloren, und meine Mutter auch bald darauf.

D. Du bist also schon früh eine Waise geworden; armes Mädchen, du jammerst mich!

S. O, wie gut sind Sie, gnädige Frau! die wenigsten Menschen sind so mitleidig.

D. Erzähle mir doch deine Umstände ausführlicher.

S. Der Hagel verderbte unsere Felder, und unser Vieh starb. Da nun meine guten Aeltern schon vorher manchen Schaden gehabt hatten, so wurden sie mit einem Mahle ganz arm, und härmten sich darüber so ab, daß sie beide bald hinter einander starben.

D. Armes Kind!

S. Nun waren wir Kinder, mein Bruder, der ein Jahr älter war, als ich, und noch ein jüngerer Bruder, ganz verlassen; waren ohne Hülfe und Schutz! — (Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden).

D. Wische deine Thränen ab, liebe Sophie, und beruhige dich. Gott, der weise Gott, hat schon von deiner Kindheit an dich prüfen und zugleich lehren wollen, auf ihn allein sein ganzes Vertrauen zu setzen, und seiner väterlichen Führung dich ganz zu überlassen.

S. Ich glaube das auch gewiß, gnädige Frau; aber das Herz thut mir noch immer so weh, wenn ich an meinen guten Vater und meine gute Mutter zurück denke; und das kann dem lieben Gott gewiß nicht zuwider seyn.

D. O nein, liebe Sophie, und diese deine kindliche Liebe wird der gütige Gott auch nicht unbelohnt lassen.

S. Vater und Mutter waren beide so gut; meinten es so redlich mit allen Menschen, daß sie in der ganzen Gegend von allen, die sie kannten, recht geliebt wurden.

D. Sage mir doch aber, wer nahm sich denn nach deiner Aeltern Tode deiner und deiner Brüder an?

S. Eben Herrmann; ich nenn' ihn nur Vater Herrmann. Ach, Gott möge dem guten Manne den Segen geben, den ich ihm erbitte, so oft ich an ihn denke! und ich kann wohl sagen, ich denke täglich an ihn. —

D. Er nahm dich wohl in sein Haus, oder verschaffte dir ein anderes Unterkommen, ehe du zu mir kamest?

S. Da meine Mutter nun auch todt war, — ach, da war bei uns des Leidens kein Ende! Mein Bruder und ich jammerten und schrien, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Der

kleine Adolph, der kaum vier Jahr alt war, stieg auf das Brett, worauf unsere todte Mutter lag, er rief sie unzählich, rüttelte und schüttelte sie; dann liebkos'te er sie und schmeichelte ihr, wie er sonst oft zu thun pflegte, wenn er wollte, daß sie lachen sollte. Da aber dies alles nichts half, so weinte er bitterlich. — Der gute, arme Junge wußte nicht, daß unsere Mutter nicht mehr von dieser Welt war. Dies alles sahen unsere Nachbarn und auch Vater Herrmann mit an. — Die guten Leute weinten mit uns. Schon seit zwei Tagen hatten wir keinen Bissen gegessen; wir hatten aber auch keinen Hunger, denn vor Herzleid verging uns alles. Als wir nun vollends den Sarg sahen, worin unsere liebe Mutter sollte fortgetragen und begraben werden: so sanken wir ohnmächtig nieder. —

D. Wie wurde es denn nun mit euch armen Kindern?

S. Den kleinen Adolph nahm der Herr Pfarrer zu sich; meinen ältern Bruder aber und mich nahm Vater Herrmann bei der

Hand und führte uns in sein Haus. „Sieh, liebe Anne, sagte er zu seiner Frau, du grämst dich, daß du keine Kinder hast: hier sind zwei, die dir Gott schenkt; sorge für sie, denn du weißt selbst, sie sind ganz arm!“

D. Und ihr hattet es gewiß recht gut bei den braven Leuten?

S. Ach, meine liebe gnädige Frau, wenn man einen Vater und eine Mutter vergessen könnte: so hätte ich für Vater Herrmann und Mutter Anne sie vergessen, denn sie hielten uns wie ihre leiblichen Kinder.

D. Wie gings denn dem kleinen Adolph? kam der auch so gut an?

S. O, der ist glücklicher, als wir alle!

D. Wirklich?

S. (mit thränenden Augen) Der ist nun ein schöner Engel; ist bei'm lieben Gott, und bei Vater und Mutter.

D. Starb er so bald?

S. Seit einem Jahre ist er todt. Der

gute Herr Pfarrer hielt ihn wie sein eigenes Kind, aber er fing an zu kränkeln und wurde immer schwächer. Sie können mir glauben, er starb recht vergnügt. Er sagte immer, daß er seinen guten Vater und seine liebe Mutter bald wirder sehen und alsdann beständig bei ihnen bleiben würde; er wollte auch bei dem lieben Gott im Himmel für meinen Bruder und mich recht fleißig beten.

D. Ich freue mich herzlich, liebe Sophie daß du ein so frommes Mädchen bist; und daß man dir schon früh Religion beigebracht hat.

S. O, gnädige Frau, lieber wollte ich sterben, als meinen Schöpfer mit Wissen und Willen beleidigen, und die guten Lehren vergessen, die unser redlicher Vater uns so oft gab!

D. Dabei bleib, so wird dir's immer wohl gehen.

S. Das will ich auch. Wenn sie nur gesehen hätten, wie andächtig und ehrerbietig wir alle dem guten Vater Herrmann zuhörten, wenn er uns die Pflichten eines Christen vor-

stellte, und uns Kindern alles so deutlich erklärte; auch die Mutter war jedes Mahl mit dabei und hörte aufmerksam zu.

D. Erzähle mir doch noch mehr von deinem Aufenthalte bei'm Vater Herrmann.

S. Ich hütete die Schafe, wie ich bei meinen Aeltern gethan hatte, ehe ihnen das Unglück widerfuhr.

D. Bei euch hüten also die Mädchen die Schafe?

S. Ja, gnädige Frau.

D. Wie kommt das?

S. Sehen Sie, das kommt daher, weil die Mannspersonen gewöhnlich so hart mit diesen armen Thieren umgehen, die doch so fromm und still sind: sie führen also nur die Pferde, Ochsen und Kühe auf die Weide.

D. Eure Gegend ist wohl sehr fruchtbar?

S. Ja wohl! Sie sollten nur sehen, wie schön und blühend unsere Wiesen sind; und die Luft — ach die ist so rein und frisch!

D. Nun sage mir doch, wie kamst du denn in unsere Gegend? warum bliebst du nicht bei deinen Pflegeältern?

S. Ach Gott! — das Unglück trieb mich weg.

D. Wie so?

S. Vater Herrmann war reich an Heerden, sehr reich; aber da kam das Viehsterben in unsere Gegend, so daß er mit einem Mahle alle seine Schafe und Kühe verlor. Der arme, liebe Mann!

D. Das war doch traurig!

S. Ja wohl, recht traurig! und Sie können gar nicht glauben, gnädige Frau, wie man die Thiere lieb gewinnt, die man selbst erzogen hat; man gewöhnt sich an sie, und sie wieder an uns. Die guten Schäfchen! sie kennen ihre Hirtinn ganz genau, und so auch ihren Herrn, der sie im Stalle erwartet; sie wissen es recht gut, daß man für sie sorget. Ach, und als die armen Thierchen krank waren, da legten sie sich traurig nieder; und wenn ich ihnen das schönste Gras vorhielt,

sahen sie mich so kläglich an, als wollten sie mir sagen, daß sie krank wären, und daß ich ihnen helfen sollte: das machte mich denn recht sehr traurig, ich mußte weinen; wie alle weinten. Vater Herrmann blieb am standhaftesten dabei, und wenn wir so alle traurig beisammen waren: so las er uns aus der Bibel die Geschichte des Hiob vor, der auch so vieles leiden mußte, und dann sagte er, wie dieser fromme Mann: Gott hats gegeben, er hat es auch wieder genommen — und wir müssen ihm danken, lieben Kinder!

D. Das ist ein braver, frommer Mann! — du sagst mir ja aber nichts von deinem Bruder Heinrich?

S. O, gnädige Frau, Bruder Heinrich ist ein gar guter und frommer Junge! — so traurig und niedergeschlagen er über die Unglücksfälle war; so bemühete er sich doch aus allen Kräften, Vater Herrmanns Muth und Standhaftigkeit nachzuahmen.

D. Wie verließest du denn nun das Haus deines Vaters?

S. Ja, Sie können wohl sagen, meines Vaters. — Da alles Vermögen verloren war, das, wie ich schon erzählt habe, in Vieh bestand: so mußte Vater Herrmann sich vermiethen — so ein guter, alter Mann sich vermiethen! — (unter lautem Weinen) ach, das bricht mir das Herz! Lieber, barmherziger Gott! warum kann ich nicht für ihn dienen?

D. Weine nur, mein Kind', das wird dein Herz erleichtern. — — (Nach einer Weile) Sage mir doch, liebe Sophie, warum bliebest du nicht bei der Mutter Anne? du hättest ihr ja bei ihren Arbeiten noch ferner helfen können?

S. Das wollte ich ja auch, wollte es mit tausend Freuden, um so mehr, da sie nun in Dürftigkeit lebte; aber die gute, liebe Frau wollte es auf keine Weise zugeben, weil sie, wie sie sagte, mir nicht mehr, wie sonst, das Nothwendige geben konnte. Mein Bitten war also umsonst. Sie gab sich alle Tage Mühe, mich bei guten Leuten unterzubringen und mir einen Ort zu verschaffen, wo ich es wieder so gut haben sollte.

D. Gelang es ihr nicht?

S. Da war eine Dame in unserer Gegend, Frau von B**, Gott gebe ihr noch im Himmel den Lohn, den sie verdient! Diese erzeigte der Mutter Anne und uns allen viel Gutes, und würde uns gewiß nach und nach wieder ganz glücklich gemacht haben, wenn sie nicht einen Prozeß bekommen hätte, der ihr so vieles kostete.

D. Was für einen Prozeß?

S. Ach, das ist schrecklich zu sagen, liebe gnädige Frau! — Ihr eigener leiblicher Sohn hatte sie verklagt, denken Sie einmahl! — er wollte noch bei ihrem Leben ihr ganzes Vermögen haben; meinte, eine alte Frau brauchte nichts, als eine Stube, einen Anzug, und dann eine Bahre — Die gute Frau von B** besprach sich mit der Mutter Anne meinetwegen, und kündigte mir eines Tages an, sie wollte mich zu sich nehmen, ich sollte mit ihr nach D. gehen, wo sie für mein ganzes künftiges Fortkommen aufs beste sorgen würde. Aber ach, gnädige Frau, das war mir, als hätt' ich einen Stich durchs Herz bekommen! Den lieben Ort sollte

ich verlassen, wo ich geboren und erzogen war? meine gute Mutter Anne verlassen? meinen ehrlichen Vater Herrmann und meinen lieben Bruder Heinrich nicht mehr sehen? Vor diesem Gedanken zittert' ich.

D. Du gutes Mädchen!

S. Ich kann ihnen gar nicht beschreiben, was für ein guter Junge mein Bruder Heinrich ist! und Sie sollten ihn nur einmahl sehen, wie artig und manierlich er ist! Wenn er auf dem Felde arbeitete, war er gar nicht, wie die andern jungen Bursche; o, Heinrich war ganz anders! Wenn wir unser Vieh austrieben, so erzählte er mir auf dem Wege lauter gute und nützliche Sachen; oder er sprach mit mir über dies und jenes aus der letzten Predigt. Mein Körbchen fand ich immer mit dem Besten angefüllt, was im Hause war, denn er zog sichs lieber am Munde ab, und gab mir's. — — Ach, nun! — (sie konnte vor Weinen nicht weiter reden.)

D. Liebes Kind, laß mich hören, wie es jetzt mit dir steht, ob deinem Kummer nicht abzuhelfen ist?

S. (unter heftigem Schluchzen) Ach, für mich wird es wohl keinen Trost mehr geben! — Lesen Sie einmal diesen Brief, gnädige Frau; er ist vom armen Bruder Heinrich.

D. (lies't Folgendes:)

Meine liebe Schwester Sophie!

„Dieser Brief wird dir viel Herzeleid und Kummer machen; denn ich weiß, du hast ein gutes Herz. Aber doch muß ich dir es sagen, denn ich habe niemahls ein Geheimniß vor dir gehabt. Wisse also, daß unser guter Vater in's Gefängniß gesetzt worden ist, weil er die zehn Thaler Steuern, die er schuldig war, nicht bezahlen kann! Wäre ich nur nicht krank geworden, als du wegreis'test: so hätte ich Tag und Nacht arbeiten wollen, um so viel zusammen zu bringen. Ich hätte es auch mit Freuden gethan, denn ich weiß, daß es Pflicht ist, unserm guten Könige die Abgaben zu entrichten. Unsere redliche Mutter Anne hat zu meiner Pflege in der Krankheit ihr goldenes Kreuz und alle ihre schönen Sachen verkauft; nun hat sie nichts mehr. Sieh, liebe Schwester, ich würde Soldat, aber ich bin nicht groß genug, und da ich doch nun unsern

armen Vater aus dem Gefängnisse losmachen will, es mag auch noch so viel kosten: so will ich in eine Seestadt gehen und Matrose werden; hierzu braucht man nicht groß, sondern nur stark zu seyn, und das bin ich ja, Gott Lob! — Aber nun, bitte ich dich auch, du liebe Sophie, laß mir den Trost widerfahren, daß ich von dir Nachricht erhalte, ehe ich abreise. Ich habe das noch auf vier Wochen verschoben, weil ich erst an unserer Mutter Bruder geschrieben habe, der, wie du weißt, in guten Umständen ist. Wenn dieser unserm armen Vater hilft, so bleibe ich hier bei meinem Herrn, wo ich mir jährlich zehn baare Thaler, eine Jacke und ein Hemde verdiene. Wenn ich unsern ehrlichen Vater Herrmann, der nun acht und sechzig Jahr alt ist, den Pflug führen sehe, und wie er so harte Arbeit thun muß, es mag regnen oder stürmen: das durchschneidet mir's Herz, und ich muß bitterlich weinen. Wenn er es bemerkt, so sehr ich's auch verbergen will, dann spricht er: man muß die Hand des Herrn küssen, der seine Menschen hier prüfet, um sie für eine andere Welt desto brauchbarer zu machen, und sie desto mehr zu belohnen. — Ich will arbeiten, was nur in

meinen Kräften ist! und wenn ich unsern armen Vater aus dem Gefängnisse befreit habe, und ihn des Abends pflegen kann: alsdann will ich geduldig abwarten, ob der liebe Gott mir die Gnade erzeigt, daß ich etwas sammeln kann, um eine kleine Haushaltung anzufangen, die du, liebe Schwester mir führen sollst. Weiter kann ich dir nichts schreiben, außer daß ich sehr traurig bin, daß du von mir entfernt bist, und daß unser alter Vater auf Stroh liegen muß — ach, bedenk' es einmahl, auf Stroh! — Unsere arme Mutter Anne wird auch ganz hinfällig. Gott der Allmächtige erhalte mich und dich bei unsern frommen Gesinnungen, und schreib bald an

deinen

treuen Bruder

Heinrich."

Die Dame, die eine ganz vortreffliche Denkungsart hatte, wurde durch diesen Brief bis zu Thränen gerührt — so stark wirkt die ungekünstelte Sprache des Herzens — und nun entstand auch zugleich der feste Entschluß, das Elend dieser braven Leute zu endigen. Ihr Gemahl, der gerade verreis't war, hatte ihr dreihundert Tha-

ler zu ihrer Garderobe angewiesen; aber statt diese damit zu bereichern, bestimmte sie das Geld zur Rettung jener Armen. Wie sie nun der Sophie sagte; daß sie ihren Vater Herrmann aus dem Gefängnisse befreien und auch für die Einrichtung einer kleinen Haushaltung sorgen wollte: — o, wer beschreibt das Entzükken des guten Mädchens! sprachlos sank es vor seiner edeln Wohlthäterin nieder und umfaßte ihre Knie; heiße Thränen des Danks quollen aus ihren Augen, und diese sagten deutlich, was das Herz empfand.

14.

Die kindliche Liebe bleibt nicht unbelohnt.

Der Baron von S. reis'te einst durch ein kleines Städchen, und kehrte in dem Gasthofe desselben ein, um die Nacht da zu bleiben. Eine Frau, deren Mann vor einigen Monaten gestorben, war Besitzerin dieses Gasthofes. Sie hatte einen einzigen Sohn von zwölf Jahren, und

lebte in dürftigen Umständen. Die Ursache hiervon lag weder an ihr, noch an ihrem verstorbenen Manne, denn dieser war sehr rechtschaffen gewesen, und sie war es auch; sondern ihre Armuth kam theils daher, weil das Städtchen sehr abgelegen lag, so daß nur selten Personen durchreis'ten; theils waren sie auch von einem ihrer Verwandten um eine beträchtliche Summe betrogen worden.

Die Witwe erzog ihren Albrecht, so hieß der Sohn, in allem Guten, nach wie vor; sie ließ ihn in die Schule gehen und in den nöthigsten Dingen unterweisen. Gern hätte sie ihn in mehrern Wissenschaften unterrichten lassen, weil er einen ausserordentlichen Trieb dazu hatte; allein ihre Umstände machten es unmöglich. Albrecht war immer arbeitsam und geschäftig, und wenn Fremde in den Gasthof kamen: so wendete er alle Mühe an, einem Jeden sich gefällig zu machen. Dies that er auch jetzt, da der Baron von S**. kam, und es dauerte nicht lange: so wurde dieser wirklich aufmerksam auf ihn, denn er beantwortete alle Fragen mit der größten Artigkeit und Bescheidenheit.

Nun ließ er sich in eine ordentliche Unterredung mit ihm ein; fragte genau nach den Umständen seiner Mutter, und endlich auch, wozu er Lust hätte. Der gute Knabe beantwortete jenes mit weinenden Augen, dieses aber so: „Ach, gnädiger Herr, ich gehe zwar in die Schule, ich habe aber recht große Lust, noch mehr zu lernen; meine arme Mutter kann nur nicht viel an mich wenden, so gern sie es auch thäte: ich will also ein Handwerk lernen, und hernach meine Mutter so viel unterstützen als ich kann.“

Der Baron, ein edler, wohlthätiger Mann, wurde äusserst gerührt und sagte: Hättest du wohl Lust, kleiner Freund, mit mir zu reisen, und bei mir und meinem Sohne, der von gleichem Alter mit dir seyn wird, auf meinen Gütern zu bleiben? — „O, gnädiger Herr, von Herzen gern! aber — — meine arme Mutter kann ich nicht verlassen.“ — Bedenke doch aber, daß du ihr hierdurch vieles ersparst; sie braucht deinetwegen kein Geld auszugeben, und ist aller Sorgen überhoben: denn wenn du dich bei mir gut aufführen, fromm, treu und fleißig seyn

wirst: so will ich auf immer für dich sorgen. — Kaum hörte Albrecht, daß es für seine Mutter vortheilhaft sey: so küßte er dem Baron aus Dankbarkeit die Hand, und versprach, mit Freuden mitzugehen; doch unter der Bedingung, wenn es seine Mutter gern bewilligte. Er ging auch unverzüglich zu ihr, und erzählte die ganze Unterredung. „ich will mit dem Herrn selbst reden,“ sagte sie. Albrecht nahm sie bei der Hand, und führte oder zog sie vielmehr zu ihm:

„Wenn sie glaubt, liebe Frau, sagte dieser, daß ihr Sohn glücklich seyn wird, so lasse sie ihn mit mir reisen. Ich bin der Baron von S**, und wohne acht Meilen von hier auf meinen Gütern. Sollte es ihm bei mir nicht gefallen, so steht es ihm frei, wieder zurück zu reisen. Ich verlange nichts weiter von ihm, als daß er Treue, Fleiß und Frömmigkeit beweiset; es soll ihm an nichts fehlen; ich will ihn alles lernen lassen, wozu er Lust hat.“ — Zwischen Furcht und Hoffnung stand der gute Knabe, und blickte bald auf den Baron, bald auf seine Mutter. Endlich sprach diese. „Tausend Mahl, gnädiger Herr, danke ich Ihnen für die Wohlthat, die

Sie mir und meinem Kinde erzeigen wollen, und mit Freuden übergebe ich es Ihnen. Ja, lieber Sohn, fuhr sie fort, gehe in Gottes Namen mit diesem Herrn; setze aber Gott nicht aus den Augen, sondern denke oft an die Ermahnungen deines seligen Vaters und an die meinigen!“ Ganz außer sich vor Freuden, wendete sich Albrecht zum Baron und dann wieder zu seiner Mutter, um beiden seinen Dank zu sagen, und alles treulich anzugeloben. Morgen mit Anbruch des Tages, sagte jener, reisen wir ab; sie aber, gute Frau, braucht weder für Kleidung noch Wäsche zu sorgen, denn er wird bei mir alles hinlänglich bekommen. Die Mutter bedankte sich nochmahls herzlich; sie war freudig, aber auch halb traurig, denn es kam ihr doch sauer an, ihr einziges Kind, das sie so sehr liebte, von sich zu geben; doch tröstete sie sich wieder mit der Hoffnung seines Glücks. Albrecht konnte vor tausenderlei angenehmen Vorstellungen nicht einschlafen; hierbei aber vergaß er nicht, Gott, seinem ersten Wohlthäter, seinen kindlichen Dank zu bringen, so wie er nie des Morgens

aufstand, und sich nie des Abends niederlegte, ohne mit Andacht zu beten.

Ehe der Tag anbrach, war er schon wieder munter, wurde aber niedergeschlagen bei dem Gedanken, daß er in einer Stunde nicht mehr bei seiner guten Mutter seyn, und sie vielleicht in langer Zeit nicht wieder sehen würde. So eben kam diese zu ihm, umarmte und küßte ihn unter vielen Thränen: Bald gehest du von mir, lieber Albrecht, vergiß aber mich und deinen seligen Vater nicht; bleibe fromm, und halte dich recht, so wird dir's immer wohl gehen! Albrecht weinte; schluchzte laut, und versprach alles heilig. — Nun kam der Augenblick der Trennung. Der gute Knabe hing seiner Mutter lange am Halse, und diese zerfloß fast in Thränen. Alle, die zugegen waren, wurden äußerst gerührt, als sie so viel kindliche und mütterliche Liebe sahen. — Der Baron beschenkte die Mutter noch außer dem Gelde für die Bewirthung. Die gute Frau sahe ihnen so weit nach, als sie nur konnte, und gab ihnen tausend Segenswünsche mit. Auch Albrecht wendete kein Auge von ihr, so lange er sie erreichen konnte.

Nun saß er wohl eine ganze Stunde wie betäubt im Wagen, denn noch nie war er einen Tag von seiner Mutter getrennt worden, geschweige auf so lange Zeit. Der Baron von S** redete ihn liebreich an, lobte ihn seiner kindlichen Liebe wegen, und suchte ihn zugleich dadurch zu trösten, daß er dann und wann ins Städtchen reisen und seine Mutter besuchen könnte. Dies heiterte ihn wider auf, ja er wurde nach und nach recht herzlich vergnügt, und unterhielt sich mit seinem Wohlthäter, der über den Verstand des Knaben erstaunte, und sich in dem Vorsatze bestärkte, ihn mit seinem Sohne in Sprachen und Wisseenschaften unterrichten zu lassen.

Gegen Abend kamen sie in ihrem Wohnorte an. Albrecht zitterte vor süßen Erwartungen, als er in's Haus trat. Ein Knabe, etwas jünger, als er, kam ihnen entgegen gesprungen. Hier, Karl, sagte der Baron, habe ich dir einen Gesellschafter mitgebracht; macht Euch mit einander bekannt — und so ließ er sie allein.

Albrecht redete den jungen Herrn ehrerbietig an, und empfahl sich seiner Gewogen

heit. Dieser aber nahm ihn recht freundschaftlich bei der Hand, und es dauerte nicht lange, so wurden sie so vertraut, als wenn sie schon seit langer Zeit mit einander umgegangen wären.

Der Baron freuete sich über ihre Freundschaft, denn beide waren ein Paar liebenswürdige Knaben. Albrecht wußte sich so gut zu betragen, daß er Karln beinahe unentbehrlich wurde. Er durfte nicht etwa die Arbeit eines Bedienten verrichten, sondern wurde mit jenem erzogen, und genoß eben denselben Unterricht. Die Begierde, die er zum Studieren hatte, war unbeschreiblich, und Karl's Hofmeister sagte oft: Albrecht wird noch einmahl ein großer Mann. Dem wohlthätigen Baron machte das innige Freude, auch um seines Sohnes willen: denn dieser eiferte jenem nach, und so schwand unbemerkt ein Jahr nach dem andern. Albrecht hatte in seinem ganzen Betragen etwas Einnehmendes und Gefallendes, daß selbst jeder Bediente Achtung für ihnhatte.

Er schrieb indessen oft an seine Mutter, die sich denn gar herzlich freuete; ihm auch

auf jeden Brief antwortete, und ihn allezeit dringend bat, recht gut und fromm zu bleiben. Zuweilen machte er ihr Geschenke, und bei dieser Gelegenheit trug sich etwas zu, was Albrechts Glück noch mehr befestigte. Der Baron von S** fand einst im Garten einen Brief; er erkannte an der Aufschrift Albrechts Hand, und weil er noch nicht zugesiegelt war, so öffnete er ihn und las folgendes:

Geliebteste Mutter,

„Wie freue ich mich jedes Mahl, wenn ich an Sie schreibe! gewiß da bin ich den ganzen Tag recht innig vergnügt, denn ich stelle mir vor, als wäre ich so bei Ihr und spräche mit Ihr. Daß dies aber bald wirklich geschehen möge, wünsche ich herzlich, denn nun habe ich Sie, beste Mutter, seit sechs Jahren nicht gesehen. Ich werde auch meinen gnädigen Herrn um die Erlaubniß bitten, und ich weiß gewiß, er wird sie mir nicht abschlagen. Wenn ich Ihr alles Gute erzählen sollte, was ich von meinem Wohlthäter und seinem vortrefflichen Sohne genieße: so würde ich morgen noch nicht damit fertig werden. Sie sind mir

aber auch nächst Gott und Ihr die Liebsten auf der Welt. Täglich bringe ich Gott mein Dankgebet für die Wohlthaten, die er mich genießen läßt."

„Hier, geliebteste Mutter, überschicke ich Ihr zwölf Thaler; von wem ich sie bekommen habe, wird Sie ohne viele Mühe errathen können. Ich kann sie gewiß nicht besser anwenden, als wenn ich sie Ihr schenke. Ach, wenn ich doch einmahl Ihre mütterliche Liebe ganz vergelten könnte! doch, dazu bin ich zu schwach; was ich aber einst durch meine Arbeit, und, wenn Gott mir ein Amt giebt, erwerbe, das will ich mit Ihr, liebste Mutter, theilen. Ich wäre ja der größte Bösewicht, wenn ich nicht allen möglichen Fleiß anwenden wollte, um einmahl als rechtschaffener Mann mein Brot zu haben, da mein Wohlthäter mich alles lernen läßt, wozu ich nur Lust habe."

„Nun, beste Mutter, Gott erhalte Sie gesund! Denke Sie recht oft an mich, und sey Sie versichert, daß ich zeitlebens bin

Ihr

gehorsamster Sohn,

Albrecht."

Unter dem Lesen flossen dem braven Manne die Thränen herab. — Albrecht und Karl waren nunmehr erwachsene Jünglinge, und hatten, wie der Hofmeister versicherte, die nöthigen Kenntnisse, um auf eine Universität zu gehen. Der Baron beschloß, dies nun zu bewerkstelligen; und ging nach ihrem Zimmer, um ihnen dies zu sagen und zugleich Albrechten den gefundenen Brief zu geben. --

Er trat hinein, fand aber niemand; doch, weil die Thür zum Nebenzimmer etwas offen stand, ging er auf dieses zu, und — Albrecht, der fromme Albrecht, fiel ihm sogleich in die Augen. Er traf ihn in einer Stellung, die ihm deutlich sagte, daß er — betete; und weil alle seine Gedanken hierauf gerichtet waren, so hatte er den Baron nicht bemerkt. Der edle Mann wurde durch den Anblick eben so sehr gerührt, als Albrecht erschrak. Er umarmte ihn, wie ein Vater seinen Sohn; gab ihm seinen Brief, und versicherte ihn aufs neue seiner beständigen Gewogenheit und seines immerwährenden Beistandes, und machte ihm seinen Entschluß bekannt, ihn mit seinem Sohne nach G. zu schicken. Er sagte ihm

auch zugleich, daß er vorher, welchen Tag er nur wolle, seine gute Mutter besuchen könnte. Albrecht stand ganz bestürzt da, und sagte seinen Dank in lauter abgebrochenen Worten. Jetzt kam auch Karl mit seinem Hofmeister. Dieser gutartige Jüngling freuete sich nicht weniger über die Abreise zur Akademie, und bat seinen Vater noch um die Erlaubniß, seinen Freund, so nannte er Albrechten gewöhnlich, zu seinem Geburtsorte zu begleiten. Es wurde ein Tag zur Abreise festgesetzt, und sie traten sie nebst dem Hofmeister an einem schönen Nachmittage vergnügt an.

Am folgenden Tage, als Albrecht das Städtchen erblickte, überfiel ihn ein freudiger Schauer. Wie sie dem Gasthofe zufuhren, stand seine Mutter eben in der Thür. Albrecht sahe sie gleich, und so bald der Wagen still hielt, sprang er zuerst heraus. Die gute Frau glaubte, es wäre eine fremde Herrschaft; allein wie erschrak sie, als Albrecht, den sie für einen vornehmen jungen Herrn hielt, sie umarmte, und Ein Mahl über das andere „liebste, beste Mutter!“ nannte. Jetzt erkannte sie ihn; sie schrie laut auf, und sank

ohnmächtig in seine Arme, denn in einem solchen Aufzuge hatte sie ihren Albrecht nicht erwartet. Endlich erholte sie sich, und nun flossen ihre Freudenthränen reichlich; sie umarmte ihren Sohn mit Entzücken. Karl und der Hofmeister waren äußerst gerührt. Sie kamen nun auch auf die erfreute Mutter zu, die hierdurch in einen neuen Schrecken gerieth, denn sie hatte beide in der Bestürzung nicht weiter bemerkt. Albrecht sagte ihr, wer jeder war; und sie wußte nicht Worte genug zu finden, um ihren Dank auszudrücken. Sie führte ihre Gäste in eine Stube, und setzte ihnen vor, was ihr Haus vermochte; aber vor lauter Freude konnte niemand essen. Karl und der Hofmeister gingen unter dem Vorwande weg, sich im Städtchen zu besehen, damit die redliche Mutter mit ihrem guten Sohne sich erfreuen sollte.

Die Nachricht von Albrechts Ankunft hatte sich bald verbreitet. Die Nachbaren kamen herbei; ja nach und nach wurde die ganze Stube voll. Alle standen erstaunt da, und konnten sich nicht satt an ihm sehen. Er gab einem jeden freundlich und liebreich die Hand;

versprach auch, ehe er wieder abreisete, sie alle zu besuchen. Die guten Leute freueten sich herzlich, und wünschten ihm und seiner Mutter tausend Glück.

Indessen kam Karl und sein Hofmeister wieder zurück, und sie brachten diesen Tag wie auch die folgenden recht vergnügt mit einander zu; am vierten reiseten sie ab.

Nun verbreitete sich wieder eine allgemeine Traurigkeit. Die gute Mutter konnte bei'm Abschiede vor Wehmuth beinahe nicht reden; doch Albrecht versprach ihr nicht nur, wenn er nach einigen Jahren von der Universität zurück käme, sie sogleich zu besuchen; sondern er wiederholte auch sein schon gegebenes, schriftliches Versprechen, daß er ins künftige, sobald er ein Amt habe, alles mit ihr theilen wollte.

Nach ihrer Zurückkunft bei'm Baron wurde die Abreise zur Universität festgesetzt. Der bestimmte Tag kam, und der Baron von S** begleitete sie einige Meilen. Die Trennung geschah, wie jeder denken kann, unter unzähligen Thränen. So bald sie an den Ort ihrer Bestimmung gekommen waren und ihre Einrichtung gemacht hatten, fingen sie ihr Stu-

dieren mit dem größten Eifer an, so daß sie bald als die fleißigsten und sittsamsten Jünglinge bekannt wurden. Albrecht schrieb oft an seine Mutter, und beschenkte sie auch nicht selten sehr ansehnlich, denn von dem Gelde, das er von seinem Wohlthäter erhielt, legte er immer etwas zu jenem Behuf zurück; er vermied die unnöthigen Ausgaben und war sparsam.

Nachdem sie sich nun vier Jahr lang durch ununterbrochenen Fleiß mit Kenntnissen und Wissenschaften bereichert hatten, besahen sie noch einige merkwürdige Städte, und kehrten dann zum Baron von S** zurück, der sie mit offenen Armen empfing. Ein Jeder, der die beiden Jünglinge kannte, freuete sich über sie und schätzte sie hoch.

Karl erhielt bald darauf in der Residenzstadt ** ein ansehnliches Amt. Er war aber ganz untröstlich, da er sich von seinem Freunde trennen mußte. Sie nahmen den zärtlichsten Abschied. Albrecht bemühete sich zu gleicher Zeit um eine Stelle, allein sein Wohlthäter, dieser vortreffliche Mann, war schon ohne sein Wissen für ihn thätig gewesen. Einige Wo-

chen nach Karls Abreise erhielt Albrecht den Auftrag, in die Residenz zu reisen, sich bei dem würdigen Minister v. H. zu melden, und ihm einen Brief vom Baron zu überreichen. Albrecht war mit Freuden dazu bereit, denn er sahe nichts lieber, als wenn sein Wohlthäter ihm ein Geschäft auftrug — Nachdem der Minister das Schreiben gelesen, so überschüttete er unsern Albrecht mit Lobeserhebungen. Dieser wurde ganz bestürzt, denn er sahe nun die Absicht seines Wohlthäters. Der Minister erzählte ihm jetzt umständlich, wie der Baron für ihn gesorgt, und bestimmte ihm zugleich den folgenden Tag, wo er eine öffentliche Probe seiner erlernten Wissenschaften ablegen sollte. Albrecht that es, und zwar mit allgemeinem Beifall, und erhielt ein beträchtliches Amt. — Nun flog er voller Freuden in die Arme seines Freundes, der in ein entzückendes Vergnügen gerieth, als er hörte, daß sie sich nun ganz ungetrennt genießen könnten.

Hierauf kehrte er zu seinem Wohlthäter zurück, der schon von seiner rühmlichen Probe Nachricht erhalten hatte. Albrecht stattete

ihm, als den Urheber seines ganzen Glücklichseyns, den innigsten und wärmsten Dank ab. Dann reisete er zu seiner Mutter, die vor Freude ganz außer sich gerieth, und nahm sie mit sich.

Er verwaltete sein Amt mit dem größten Fleiße, mit der gewissenhaftesten Treue, und genoß die Achtung aller rechtschaffenen. Seinen Wohlthäter, den würdigen Baron von S. vergaß er nie, sondern besuchte ihn, so oft es seine Geschäfte zuließen. Karl blieb sein innigster Freund. So lebte Albrecht bis in die spätesten Jahre höchst zufrieden und glücklich: denn kindliche Liebe, Fleiß und Rechtschaffenheit bleiben nicht unbelohnt.

Auch Klärchen gehört zu denen, welche für ihre kindliche Liebe unausbleiblichen Segen zu erwarten haben. Les't hier ihre Geschichte.

In N. einem kleinen Dörfchen, lebten drei Personen, welche jeder, der sie kannte, mit Recht zu den Glücklichsten zählte; denn sie genossen still und unbemerkt, die reinsten Freuden des menschlichen Lebens. Es war nämlich

der Pfarrer mit seiner Gattin und zwölfjährige Tochter Klärchen. Er war ein Mann nach dem Herzen Gottes im eigentlichen Verstande. Mit freudiger Thätigkeit und redlichem Eifer verrichtete er sein Amt, und würde auch daher von jedem Einwohner als Vater geliebt. Er war den Leuten alles. Bedurfte jemand eines guten Rathes; so wandte er sich an ihn; suchte einer Trost in widrigen Begegnissen, so fand er ihn bei diesem Redlichen; ja wenn jemand Noth und äußern Mangel litt, so konnte er getrost zu ihm gehen und der Unterstüzzung gewiß seyn, denn ob er gleich nur ein mäßiges Einkommen hatte: so theilte er doch mit fröhlichem Herzen mit, was er nur vermochte. Eben so edel, eben so fromm und tugendhaft war seine Gattin. In diesen beiden vortrefflichen Personen verehrte und liebte Klärchen ihre Aeltern, und diese freueten sich des Besitzes einer solchen Tochter. Doch, ich muß Euch, lieben Kinder, diese näher beschreiben.

Klärchen war ein sanftes, liebenswürdiges Mädchen; sie hatte ein offenes immer heiteres Gesicht, auf dem die himmlische Unschuld

ihren Sitz zu haben schien. Um nichts war sie emsiger bemüht, als ihren Aeltern täglich Vergnügen und Freude zu machen; und dies Bestreben gelang ihr auch vollkommen. Wenn ihr Vater von Amtsverrichtungen ermüdet nach Hause kam, wie eilte sie herbei, um ihm diese und jene Bequemlichkeit zu verschaffen; wie unermüdet war sie, ihrer Mutter bei ihren häuslichen Geschäften Hülfe zu leisten! — Wenn sie so bei ihren Aeltern war, und ihr junges engelreines Herz in traulichen Gesprächen sich öffnete: so geschahe es oft, daß der gute Vater und die zärtliche Mutter voll inniger Freude sich anblickten, und daß dankbare Thränen in ihren Augen glänzten. So durchlebten diese drei guten Menschen in Ruhe und Zufriedenheit ihre Tage; aber leider wurden sie in diesem Genusse auf immer gestört.

Der redliche Pfarrer fing an, über ungewöhnliche Schwäche und Mattigkeit zu klagen; über sein sonst so heiteres Gesicht verbreitete sich eine Dunkelheit, und alles drohete eine schwere Krankheit. Um seiner geliebten Gattin und seinem Klärchen keinen Kummer zu verursachen, stellte er sich zwar stärker, als er war; aber er

vermochte es nicht lange, denn die Kraftlosigkeit seines Körpers behielt die Oberhand — er mußte sich in's Bett legen. Nun entwich mit einem Mahle die Freude und Zufriedenheit, und aus dem Hause der stillen Ruhe ward ein Haus des Jammers und der Klage.

Die geängstigte Gattin veranstaltete unverzüglich, daß ein geschickter Arzt, ein Freund ihres Hauses, aus der nächsten Stadt geholt wurde. Klärchen konnte bis zur Ankunft desselben auf keiner Stelle bleiben.

Endlich erschien er. — Er untersuchte die Krankheit, aber seine bedenkliche Miene gab wenig Trost. Was Mutter und Tochter hierbei empfanden, kann sich jeder denken. Die zärtliche Gattin bemühete sich, ihre Thränen zu verbergen, um den Schmerz ihres Geliebten nicht noch zu vergrößern; das arme Klärchen aber schluchzte laut, bat und flehte den Arzt auf das innigste, ihren lieben besten Vater bald wieder gesund zu machen. Der Arzt, ein eben so geschickter als rechtschaffener Mann, versprach alle Mühe anzuwenden, und suchte sie auf alle nur mögliche Art zu trösten.

Der Kranke richtete sich in seinem Bett auf und sprach: „Beruhigt euch, denn wenn es Gottes Wille ist: so wird er mich gesund machen und mich euch wieder schenken; doch — wo nicht, so geschehe sein heiliger Wille!“ — Der Arzt blieb den ganzen Tag da, den folgenden Morgen aber, nachdem er die nöthigen Verordnungen gemacht hatte, reis'te er mit dem Versprechen fort, übermorgen gewiß wieder zu kommen.

Diesen Tag über befand sich der Kranke erträglich, in der Nacht aber mußte der gute Mann sehr viel leiden. Klärchens und ihrer Mutter Schmerz läßt sich nicht beschreiben. Sie badeten sich fast in Thränen, und wichen keinen Augenblick vom Bette. Wenn der edle Pfarrer seine Lieben anblickte, so war's, als ginge ihm und ihnen ein Schwerdt durch's Herz. Am folgenden Morgen ließen zwar die Schmerzen etwas nach, aber er lag ganz entkräftet da. Ein Prediger von einem benachbarten Dorfe übernahm indessen seine Amtsverrichtungen und war, so oft und so lange es ihm seine eigenen Geschäfte erlaubten, bei der armen trostbedürftigen Familie. Die Einwoh-

ner im Dörfchen wehklagten, und es verging beinahe keine Stunde, daß nicht mehrere kamen und mit weinenden Augen nach dem Befinden ihres lieben Pfarrers fragten.

Der Arzt kam, wie er versprochen hatte, den dritten Tag wieder. Klärchen und ihrer Mutter pochte das Herz gewaltig, ehe er seine Meinung sagte. — Leider gab er nicht den Trost, den ihre Herzen so sehnlich erwarteten; er sprach im Gegentheil von einer äußerst gefährlichen Krankheit, und suchte sie allmählich auf den harten Schlag vorzubereiten, der sie ohne Zweifel treffen würde. Starr und wie vom Blitz gerührt, stand die zärtliche Gattin mit ihrer Tochter; dann stürzte sich jene über den Kranken her, und würden ihn mit ihren Unternehmungen fast erstickt haben, wenn sie der Arzt nicht abgezogen hätte. Klärchen kniete im stummen Schmerz vor dem Bette; hielt eine von ihres Vaters Händen, und überdeckte sie mit heißen Thränen. Auch der menschenfreundliche Arzt ward bis zum Weinen gerührt. Er suchte sie mit der Wahrheit zu trösten, daß bei Gott kein Ding unmöglich sey; und daß man noch

immer Hoffnung haben könne. Der fromme Pfarrer hüllte sich einige Augenblicke in's Bett, denn der Gedanke an die Trennung wollte ihm das Herz zerreißen; dann hob er die Augen auf; faltete die Hände, und lag eine ganze Zeit unbeweglich. Nun blickte er mit einer ruhigen Miene auf seine Lieben, und tröstete sie selbst aus allen Kräften.

Der Arzt versprach, daß er außer diesem Tage auch noch die drei folgenden bei ihnen bleiben wollte. — Am ersten schien es würklich, als ein Strahl von Hoffnung hervorbrechen wollte; aber leider war es nicht von Dauer, denn in der Nacht bekam der Kranke einen neuen Zufall, und am folgenden Tage war er äußerst entkräftet.

Es war gerade ein Sonntag. Wie er das Geläute der Glocken hörte, drängten sich ein paar Thränen aus seinen Augen, und träufelten über seine blassen, eingefallenen Wangen. Als der Gottesdienst geendigt war und die Leute aus der Kirche kamen, verlangte er, daß man seine Pfarrkinder rufen und so viele in die Stube bringen möchte, als der Raum verstattete. Die guten Leute drängten sich haufenweise und mit nassen Augen hinein.

Nun richtete er sich in die Höhe: „Gott sprach er, stärke mich durch deinen Geist! — Freunde, geliebten Freunde! — es ist das letzte Mahl, daß ich zu euch rede; — bald werden meine Augen brechen und euch nicht mehr sehen, denn mein Heiland wird seinen Knecht rufen und ihn von euch nehmen; aber — nicht auf immer, — am Throne des Ewigen sehen wir uns wieder: — dann eile ich euch entgegen — und führe euch eurem Erlöser zu. — Dank euch für die Liebe, die ihr mir immer bewiesen habt! — Gott lohne euch dafür — und nun noch eine Bitte: vergesset nie die Lehren, die ich euch gegeben habe; befolgt sie bis an euer Ende, so werdet ihr hier froh und wahrhaft glücklich und dort ewig selig seyn. — Vergesset auch mich nicht, sondern erinnert euch noch in Zukunft eures Freundes, eures Bruders. — Gott führe euch wieder einen redlichen frommen Hirten, zu — schenket ihm auch eure Liebe, wie ihr sie mir schenktet. — Nun empfangt noch den letzten Segen eures sterbenden Freundes„ — Er hob seine Hände auf, und betete inbrünstig.

Die guten Leute wollten ihm nun danken,

aber keiner konnte vor Schluchzen Worte hervorbringen. Es war ein rührender Anblick wie die Leute fortgingen: sie kehrten immer wieder um, sahen den ehrwürdigen Mann noch ein Mahl an; verhüllten ihre Gesichter und weinten laut. Er würde gern noch weiter geredet haben, er war aber ganz erschöpft. — Klärchen und ihre Mutter rangen die Hände und fleheten zu Gott. Die ganze Nacht durch lag der Kranke fast ohne alles Bewußtseyn.

Der dritte Tag war der fürchterlichste, denn er entriß einer treuen Gattin den redlichsten Mann, und einer guten Tochter den zärtlichsten Vater. — Stellet Euch ein mahl, meine kleine Leser, die Stube vor: in der einen Ecke stand das Bett, in welchem der Kranke lag, mit einer sterbenden gen Himmel gerichteten Miene. Vor demselben saß seine Gattin mit einem Gesicht, auf welchem Jammer, Angst und Trostlosigkeit abgebildet waren. Neben ihr Klärchen schluchzend und winselnd. Am Fenster stand der Arzt mit gefalteten Händen und nieder gesenkten Augen.

Jetzt blickte der Sterbende auf seine beiden

geliebten Personen; strengte alle seine Kräfte an, und sprach mit leiser Stimme: „Ihr Lieblinge meines Herzens! — bald — bald verlasse ich euch. — Du aber, bestes Weib weine nicht! und du, geliebteste Tochter, stille deine Thränen, — denn ich gehe ein zur Ruhe und Herrlichkeit meines Herrn; — ich erblicke sie schon! — Nur eine Zeit lang bin ich von euch getrennt. — Ach, ich habe euch so herzlich geliebt! — und ihr mich! — Verlasset euch nur auf Gott, den Barmherzigen: er wird mit euch seyn; — haltet fest an ihm, er wird eure Stütze seyn. — — Du, mein gutes Klärchen! — behalte meine väterlichen Lehren auf immer in deinem Herzen; — weiche nie von dem Wege der Tugend und Frömmigkeit: so wird der Allgütige dich segnen. — Nun, meine Lieblinge, vergesset mich nicht! — ich fühle es, daß ich nur noch wenige Augenblicke zu leben habe: — o, so umarmt mich noch — zum letzten Mahle!“ — Sinnlos und stöhnend stürzten Beide sich über ihn her. Er versuchte noch ein Mahl den Ueberrest seiner Kräfte; schlug seine zitternde Arme um sie, und drückte seine bleichen Lippen auf die ihrigen. „Gott, mein Vater,

segne — segne sie!“ — Schnell fing er an zu erstarren: stammelte aber noch die Worte: „Mein Jesus! ich komme! — mein Heiland! — hier bin ich!“ — — Er starb der fromme Priester.

Die arme Gattin und Klärchen sanken ohnmächtig nieder, durch die Hülfe des Arztes kamen sie endlich wieder zu sich. den Zustand dieser beiden Personen zu beschreiben, ist etwas unmögliches. Der Arzt, ein wahrer Menschenfreund, erbot sich bis nach der Beerdigung bei ihnen zu bleiben; und er und der benachbarte Pfarrer machten die gehörigen Anstalten dazu.

Durch den herzlichen Zuspruch dieses letztern, ward der Schmerz der Unglücklichen etwas gemildert; aber am Tage der Beerdigung waren ihre Leiden unsäglich.

Unter dem dumpfen und traurigen Geläute der Glocken trug man den entseelten Körper nach seiner Ruhestätte. Gleich hinter dem Sarge schwankte die verlassene Gattin und das vaterlose Klärchen. Dann folgten einige Prediger von benachbarten Dörfern, treue Freunde des Verstorbenen, nebst dem rechtschaffenen Arzte, und alle Einwohner des Dörfchens.

Jung und Alt drängte sich mit weinenden Augen um den Sarg. Wie dieser nun in die Gruft gesenkt wurde, da sank Klärchen kraftlos nieder, und gleich darauf die Mutter. Man mußte beide nach Hause bringen, um sie von diesem Orte des Schmerzes zu entfernen.

In den ersten Tagen thaten sie beinahe nichts, als weinen, die Hände ringen und sich umarmen; als wollte Eine von der Andern Trost haben. Der gute Arzt mußte sie nun verlassen, weil seine Geschäfte ihn verlangten. Die benachbarten Freunde bemühten sich wechselsweise, die armen Verlassenen aufzurichten.

Die Wittwe hatte einen Bruder, der in einer Stadt, die zehn Meilen von dem Dörfchen entfernt war, eine einträgliche Predigerstelle besaß. Dies sollte nun der Zufluchtsort für sie und ihre Tochter seyn, ob es ihr gleich sauer ankam, einen Ort zu verlassen, wo sie vormahls so viel Ruhe, Zufriedenheit und Freude genossen hatte. Klärchen ward nicht weniger betrübt, wenn sie an die Trennung von hier dachte. Der Bruder, der seine Schwester recht innig liebte, und überhaupt ein sehr edler Mann war, kam selbst, um Beide abzuholen.

Am letzten Abende vor der Abreise trug sich noch etwas zu, daß ich Euch, meine jungen Leser, erzählen muß.

Nach dem Abendessen, wobei manche Thräne vergossen wurde, weil es die letzte war, die sie in dem lieben Dörfchen mit einander hielten, vermißte man Klärchen. Die Mutter glaubte Anfangs, sie wäre noch mit dem Einpacken beschäftigt; aber es war nicht so. Man suchte sie im ganzen Hause auf, und fand sie nicht. Man ging in den Garten, um sie da anzutreffen, weil es ein schöner heller Abend war; allein auch hier war kein Klärchen zu hören und zu sehen.

Die Mutter und ihr Bruder geriethen in große Angst, und erkundigten sich nun sorgfältig bei allen Nachbarn, ob jemand sie gesehen hätte; aber kein Mensch konnte Auskunft geben. — Endlich sagte ein kleiner Knabe, daß sie ihm vor einer halben Stunde begegnet und nach dem Kirchhofe gegangen wäre. Sie eilten dahin.

Hier trafen sie wirklich das gute sanfte Mädchen auf dem Grabhügel ihres geliebten Vaters an. Es hatte sich niedergesetzt; die Ellbogen auf die Knie gestützt, und das Ge-

sicht in ihr Tuch verborgen. Es war ganz unbeweglich, und erwachte wie aus einem Traume, als es angeredet wurde.

Die gerührte Mutter umarmte ihre Tochter zärtlich, und nun setzten sich alle drei auf das Grab, und unterredeten sich gleichsam mit dem Geliebten, den es verbarg. Sie riefen die Gespräche des Verklärten in ihr Gedächtniß zurück, und besonders die bei seinem Abschiede auf dem Sterbebett. Sie bestärkten sich aufs neue in dem Vorsatze, seinem frommen Wandel nachzufolgen; und beschlossen, alle Jahre seinen Todestag zu feiern. Hierauf umarmten sie sich; besahen noch ein Mahl den Hügel; und gingen langsam und stumm nach der Wohnung zurück.

Mit dem Anbruche des folgenden Tages machten sie sich reisefertig. — Die guten Leute im Dörfchen versammelten sich alle vor dem Hause, und nahmen unter Weinen und herzlichem Händedrücken Abschied. Die arme Wittwe und ihr Klärchen konnten vor Wehmuth nicht reden; endlich fuhren sie fort, und Segenswünsche schallten ihnen nach. Der gute Bruder hatte alle Mühe, um sie nach

und nach nur einigermaßen aufzuheitern. Am andern Tage beendigten sie ihre Reise.

Noch jetzt leben sie an dem Orte; sie genießen die Achtung und Liebe aller derer, die sie kennen; und das Andenken ihres besten verewigten Freundes bleibt ihnen auf immer heilig. Klärchen erfüllt die Bitte ihres sterbenden Vaters auf das pünktlichste, denn wenn von einem musterhaft edeln Mädchen die Rede ist; so wird Klärchen genannt.

15.

Zanksüchte machen sich überall verhaßt.

Berthold würde für einen guten Knaben gehalten werden, denn er ist fleißig und in allen seinen Sachen ordentlich; aber er hat dabei eine sehr große Untugend an sich: er streitet nicht nur bei allen vorkommenden Gelegenheiten; sondern erregt wirklichen Zank.

Er ist unter den Nahmen „der Zänker“ überall bekannt. Das Streiten ist ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er fast nichts erzählen hören kann, ohne zu widersprechen; er will immer alles besser wissen; das, was er sagt, soll das klügste seyn. Hierdurch hat er schon oft seine Mitschüler beleidigt. Erzählet er etwas, und ein anderer macht ihm einen Einwurf: so läßt er sich nicht nur nicht bedeuten, sondern er wird ungestüm, und bricht wohl gar in Schimpfworte aus. Bei'm Spiel und bei Vergnügungen ist er eben so unerträglich. Was andere vorschlagen und angeben; das soll nichts gelten; er will die Hauptperson seyn. Wenn andere mit ihm scherzen wollen, und ist es auch auf die erlaubteste und anständigste Art: so ist schon ein Wort, eine Miene Beleidigung für ihn Er hingegen verlangt, daß man von ihm alles leiden soll; er will austheilen, aber nicht wieder einnehmen.

Durch dies Benehmen hat er alle seine Freunde von sich gescheucht. Nicht selten geschieht es, daß man mitten im Reden still schweigt, wenn er dazu kommt; und daß man das Spiel entweder abbricht, wenn er daran

Theil nehmen will; oder daß man sich sein Mitspielen geradezu verbittet.

Wenn Berthold nicht bald den Anfang macht, das Streiten und Zanken sich abzugewöhnen: so wird er wirklich für die Folge sehr zu beklagen seyn, denn es wird niemand mit ihm etwas zu thun haben; niemand mit ihm umgehen wollen; er wird sich überall unleidlich und verhaßt machen.

Dorothee P. ein schon erwachsenes Frauenzimmer, ist auch wie Berthhold — ein zanksüchtiges unerträgliches Geschöpf. In ihren jungen Jahren machte sie es eben so, wie jener. An Verweisen und Ermahnungen fehlte es nicht, aber sie achtete nicht darauf: und so wurde sie von einem Jahre zum andern immer streit und zanksüchtiger. Jetzt ist sie beinahe von allen verlassen; niemand will mit ihr umgehen; sie wird in keine Gesellschaft gezogen, denn einem Jeden ist sie zuwider.

Kinder, die Ihr dieses les't, und die Ihr Euch dieser Untugend bewußt seyd, legt sie doch

ja ab, weil Ihr Euch sonst eben so verhaßt, und also unglücklich machet. Merket Euch doch die goldene Regel: *was du nicht von Andern willst, das thue ihnen auch nicht!*

16.

Mit Licht und Feuer muß man sehr vorsichtig seyn.

Ein junger Mensch, der in einer öffentlichen Erziehungsanstalt war, erlaubte sich heimlich, so oft es nur geschehen konnte, Toback zu rauchen. Eines Abends, da er dies auch that,

hörte er jemand kommen. Aus Furcht, es möchte einer seiner Vorgesetzten seyn, sprang er schnell in die Kammer, und verbarg seine brennende Tobackspfeife unter das Bett. Seine Furcht war gegründet, denn es war ein Lehrer, der ihn mit zu einem seiner in der Nähe wohnenden Verwandten nehmen wollte. Sie gingen beide fort, und an die Pfeife wurde nicht weiter gedacht. Ungefähr anderthalb Stunden darauf entstand Feuerlerm. — „Wo mag das seyn?“ — im Schulhause! — war die Antwort. Man denke sich die Bestürzung des jungen Menschen, denn es fiel ihm gleich ein, daß er seine brennende Tobackspfeife unter das Bett versteckt hatte, und daß hierdurch das Feuer ausgekommen seyn könnte. Es war auch wirklich so, denn unter dem Bett lag Stroh: und dieses war in Brand gerathen. Zwei andere junge Leute, die mit ihm zusammen wohnten, waren gerade verreis't: und so war das Feuer nicht früh genug entdeckt worden. Nur wenig konnte gerettet werden, denn der größte Theil des Hauses wurde in Asche gelegt.

Ein anderer junger Mensch, der mit sei-

nem Bruder in seiner Aeltern-Hause eine kleine Stube bewohnte, beging die Unvorsichtigkeit an einem Winterabende, die Stube zu zu verlassen, und das Licht brennen zu lassen, in der zwar gut gemeinten, aber einfältig befolgten Absicht, damit sein Bruder, der ausgegangen war, bei seiner Nachhausekunft Licht fände. Die Stube war von den Dienstboten etwas entlegen: und die Aeltern waren auch nicht zu Hause. Nach Verlauf einer Stunde kam der andere Bruder, aber wie ward ihm zu Muthe, als ihm beim öffnen der Stubenthür Rauch und Feuerflammen entgegen schlugen! Wahrscheinlich war das Licht vom Leuchter herabgefallen; auf dem Tische hatten, nach der Aussage des jungen Menschen selbst, mehrere Bogen Papier gelegen: diese waren also in Brand gerathen, dann der Tisch: und so hatte das Feuer immer weiter um sich gegriffen. Mit vieler Mühe wurde es zwar gelöscht, wie leicht aber konnte ein noch größeres Unglück geschehen, wenn es später entdeckt worden wäre!

An eben dem Orte hatte kurz vorher ein junges Mädchen dnrch ihre Unvorsichtigkeit ein

großes Unglück gestiftet. Sie hatte von ihrem Bruder gesehen, daß er sich zuweilen erlaubte, Flachs aus dem Spinnwocken zu ziehen; diesen ganz locker wie einen Ball zu formen; dann anzünden und in die Höhe zu werfen. Charlotte, so hieß sie, hatte eines Abends eine ihrer Gespielinnen bei sich, und gerieth endlich nach mancherlei Spielen auf den unseligen Einfall, sich mit dieser jenes Vergnügen zu machen, da die Mutter häuslicher Geschäfte wegen abwesend war. Sie führte ihre Freundinn in eine Kammer, in welcher sich ein großer Vorrath von Flachs befand. Charlotte zog eine Hand voll Flachs nach der andern aus, und ermunterte ihre Gespielin, ein gleiches zu thun. Das Feuerwerk machte ihnen ungemeines Vergnügen. Mit einem Mahle loderte ein ganzer Bund Flachs hell auf, und bald stand alles in vollem Feuer. Sie erhoben beide ein Geschrei und riefen um Hülfe; — aber, ungeachtet aller Bemühungen, grif das Feuer, weil in dieser und in der anstoßenden Kammer viele brennbare Sachen waren, so schnell um sich, daß nicht nur das ganze Haus, sondern noch zwei benachbarte Häuser in Asche gelegt wurden.

Dergleichen traurige Begebenheiten, welche durch Nachlässigkeit und Unbesonnenheit von Kindern und von Erwachsenen verursacht worden sind, könnte ich Euch noch viele erzählen; aber vielleicht sind Euch selbst schon mehrere bekannt. Möchte doch dies den festen Entschluß in Euch hervorbringen, daß Ihr recht vorsichtig und behutsam werden wollet. Bedenket einmahl, welch ein großes Unglück eine einzige Nachlässigkeit oder Unbesonnenheit verursachen kann! wie eine und mehrere Familien, ja ganze Orte arm und elend gemacht werden können! Wie schrecklich muß dem zu Muthe seyn, der sich den Vorwurf zu machen hat, an seinem oder an dem Unglück eines andern oder mehrerer Schuld zu seyn! wie quälend und martervoll muß der Gedanke für ihn seyn: daß jemand um seinet willen seufzet und Thränen vergießt! O, Kinder, ziehet Euch nicht diese Vorwürfe zu! überlegt vorher, wenn Ihr etwas thun wollt, ob es nicht schädliche Folgen haben kann! gewöhnt Euch zu einer genauen Prüfung aller eurer Handlungen: Ihr werdet Euch hierdurch gegen die Schmerzen der Reue sichern, und Euch ein frohes und zufriedenes Herz erwerben.

17.

Wie edel ist es, schon in frühen Jahren die Pflicht des Wohlthuns zu üben.

Der junge H. dessen Aeltern in N. einer kleinen, aber durch ihre Fabriken sehr bekannten Stadt, wohnten, kam nach B. in eine große Schulanstalt. Schon in den ersten Tagen gewann er sich die Liebe der Lehrer und der Schüler, und diese wuchs, je näher man ihn kennen lernte; je mehr man mit seinen guten Eigenschaften vertraut wurde. Bescheidenheit und

Sittsamkeit in seinem ganzen Betragen; ununterbrochene Aufmerksamkeit in den öffentlichen Lehrstunden, wie anhaltender Fleiß bei seinen gesammten Beschäftigungen, zeichneten ihn vor vielen aus.

Nach dem dieser gutartige junge Mensch schon eine Zeit lang in dieser Anstalt gewesen war, wurde ein Zug seines guten edeln Herzens bekannt.

Eine ärmlich aber reinlich gekleidete Frauensperson fragte nach ihm, und schien, ein herzliches Verlangen zu haben, ihn zu sehen und zu sprechen. Es geschahe, und sie war so voll theilnehmender Freude über sein Wohlbefinden, als ob es ihr eigener Sohn gewesen wäre. Die Frau war, wie man hörte, aus seinem Geburtsorte; aber bald darauf erfuhr man noch folgendes:

Eben diese Frau hatte, seit dem Aufenthalt des jungen Menschen in B. sich so oft und angelegentlich bei seiner Mutter erkundigt, ob er recht gesund wäre? ob es ihm recht wohl ginge? u. s. w. und über die jedesmahligen guten Nachrichten sich gar herzlich gefreut. Bei dieser Gelegenheit, wo sie ihre Lie-

be zu dem jungen Menschen geäußert, hatte sie sich auch einmal des Ausdrucks bedient: „er ist mein Wohlthäter“ — Die Mutter, der dies räthselhaft war, erkundigte sich nun näher; aber die Frau wollte nichts weiter sagen, weil der junge Mensch es streng untersagt hätte. Da jene aber endlich zu sehr in sie drang, so erfuhr die Mutter: daß er schon seit einer geraumen Zeit den kleinen Sohn jener Frau in die Schule geschickt und das monatliche Schulgeld für ihn bezahlt habe, und dieses Geld — hatte er sich von seinem Taschengelde, das sich eben nicht hoch belief, zurückgelegt und abgespart; und dabei zum Gesetz gemacht, daß kein Mensch etwas davon erfahren sollte.

Ihr könnet denken, Kinder, welche eine innige Freude diese Nachricht der Mutter gewährte; wie glücklich sie sich fühlte, Mutter eines solchen Sohnes zu sein!

Auch in der Schulanstalt, in welcher er jetzt war, zeigte sich seine Thätigkeit für Hülfsbedürftige bald, und so auch sein Bestreben, Andere zur Mildthätigkeit aufzufordern. Jetzt ist er ein erwachsener Jüngling, die Freude

seiner guten Mutter und Geschwister, und geschätzt von allen, die ihn kennen. —

Therese ging einst mit ihrer Mutter spazieren. Es begegnete ihnen ein Bettler und sprach sie um ein Almosen an. Die Mutter gab ihm etwas; Therese aber sagte unwillig: Geht, ich habe nichts! — und der Bettler ging.

T. 's ist doch unausstehlich, man darf beinahe keinen Schritt thun, so plagt einen das Bettelvolk!

M. Wie hat dir dein heutiges Mittagsbrot geschmeckt?

T. (voll Verwunderung) Sehr gut.

M. Und das Frühstück?

T. Vortrefflich!

M. Und wie wird dir dein Abendbrot schmecken?

T. Ich hoffe, gut.

M. Wenn du aber heute kein Frühstück, und diesen Mittag keine Speisen gehabt hättest, wie würde dir jetzt seyn?

T. Mich würde gewiß nicht wenig hungern.

M. Wenn du nun Hunger hast, von wem bekommst du etwas, um ihn zu stillen?

T. Sie, liebe Mutter, und der gute Vater erhalten mich ja.

M. Wenn du uns aber nicht hättest, auch sonst keine Verwandten und Freunde, die dir etwas mittheilen, was wolltest du da anfangen?

T. Das wäre nun freilich sehr schlimm; — aber da bäte ich den ersten besten, daß er mir etwas gäbe.

M. Aber, wie würde dir's gefallen, wenn sie dich abwiesen, ohne dir etwas zu geben?

T. Das würde mich gewiß sehr betrüben!

M. Nun sieh einmahl, meine Tochter, wie ungerecht du handeltest, daß du den armen Mann dort so ungestüm zurückwiesest! —

T. (beschämt) Ach, nun dauert es mich! vergeben Sie mir, liebe Mutter! ich will nie wieder so ungerecht — —

M. Setze dich einmal an die Stelle des Bettlers: wenn du mich und deinen Vater nicht hättest, oder wir wären selbst so arm, daß wir dir nichts geben könnten; dich hungerte; hättest vielleicht den ganzen Tag über bis jetzt noch nichts gegessen — du sprächest nun jemanden um eine Gabe an; würdest aber fortgejaget; müßtest mit hungrigem Ma-

gen auf einem elenden Lager schlafen; erwachtest wieder zu neuem Elende — — sprich, wie würde dir dabei zu Muthe seyn? würde dich das nicht recht schmerzen?

T. (mit naßen Augen) Ach, liebe, beste Mutter, hören sie auf! ich erkenne nun mein Vergehen, und will gewiß von nun an gern mittheilen, wo und was ich nur kann.

Nachdem sie noch mancherlei hierüber gesprochen hatten, so warf Therese die Frage auf:

Aber, liebe Mutter, es begegnen einem zuweile junge, starke Leute, die doch arbeiten könnten; denen aber das Betteln besser gefällt, und die das Geld wohl gar vernaschen — diesen dächte ich, müßte man nichts geben?

M. So eben, meine Tochter, wollte ich hiervon mit dir reden; und es ist mir lieb, daß du von selbst darauf kommst! — Es ist leider wahr, daß es viele, sehr viele giebt; die der Wohlthaten unwerth sind; weil sie sich durch ihre eigene Schuld in Armuth gestürzt haben; oder die sich aus ihrer Noth befreien könnten; wenn sie nur arbeiten wollten; oder auch solche, die das Almosen übel

anwenden. Leider, sage ich, giebt es deren viele! aber, meine Tochter, das alles spricht uns von der Pflicht des Wohlthums noch nicht frei, Gott will, wir sollen mildthätig sein, dies muß uns genug sein. Er sieht nicht darauf, ob es der Arme verdient; sondern auf den Geber. Und er selbst, der größte Wohlthäter, läßt uns ja stündlich so mancherlei Gutes genießen, verdienen wir dies wohl? Erinnere dich doch an den Spruch: Er lässet seine Sonne aufgehn, über Böse und Gute u. s. w. Etwas anderes ist es, wenn wir mit Gewißheit wissen, daß unsere Gabe übel angewendet wird, und daß wir mehr Böses, als Gutes, dadurch bewirken. — Ueberdies ist noch eine wichtige Ursache, die uns zum Wohlthun antreiben muß.

T. Welche denn?

M. Wenn wir einem Armen unsere Gabe versagen, wie leicht geben wir ihm nicht dadurch Gelegenheit, daß er aus Verzweiflung selbst nimmt, wo er etwas bekommen kann: wird also ein Dieb, oder wohl gar ein Mörder. — Sind wir nun nicht einigermaßen Schuld, daß er in diese Sünde fiel?

T. So habe ich die Sache noch nie überlegt.

M. Besser wäre es freilich, wenn man immer vorher wüßte, ob dieser oder jener unserer Wohlthat würdig wäre, um die Gabe darnach einzurichten, und den Unwürdigen zu ermahnen; da dies aber nicht ist und nicht seyn kann: so sey mildthätig, liebe Therese, und theile mit, wie und wo du kannst.

T. Ja, liebe Mutter, das will ich gewiß.

18.

Folge denen, die älter und klüger sind und mehrere Erfahrung haben, als du.

Ein Jüngling hörte einst von einer Stadt reden, die man ihrer Schönheit wegen nicht genug rühmen konnte; und in welcher ein Jeder, der die Beschwerlichkeiten der Reise nicht scheuete, sein Glück gemacht hatte.

Der Jüngling faßte sogleich den Entschluß, sich auf den Weg zu machen, denn er glaubte ganz gewiß, daß es auch ihm gelingen würde, die Stadt zu erreichen und sein Glück darin zu finden.

Er trat die Reise unter den angenehmsten Vorstellungen an. Kaum hatte er einen kleinen Theil des Weges zurückgelegt, als er mit einem Mahle viele Wege vor sich sahe: so daß er bestürzt ward, und nicht wußte, welchen er wählen sollte. Er überlegte hin und her, kam aber zu keinem festen Entschlusse. Da erblickte er einen Greis, der auf ihn zu kam, und ihn mit einer freundlichen und sanften Miene fragte: wohin er seinen Weg zu nehmen gedächte. — Der Jüngling nannte ihm die die Stadt und der Greis erbot sich, ihn bis zum bestimmten Orte zu begleiten, und, wenn er ihm folgen wollte, sein treuer Führer zu seyn.

Der Jüngling nahm dies Anerbieten mit Freuden an, denn der Greis sahe so ehrwürdig und menschenfreundlich aus, daß er ihm sein ganzes Vertrauen schenkte, und sich seiner

Leitung ohne Bedenken überließ. Sie gingen nun zusammen fort.

Die Sonne stand prächtig am Himmel und verbreitete ihre erwärmenden Strahlen — es war noch früh am Tage. Die Vögel schwangen sich mit lieblichem Gesange in die Luft; von fern her hörte man das sanfte Rieseln der Bäche, und die Wiesen glänzten von unzähligen Thautröpfchen. Alles lachte um sie her, und schien sich zu freuen. Der Weg, auf welchem sie gingen, schlängelte sich auf weichem Grase durch angenehme Blumenfelder hin. Wohin sie blickten, hatten sie eine reitzende Ebene; doch schien es, als ob gerade vor ihnen ein kleiner Hügel sich zeigte aber wegen seiner weiten Entfernung konnte man ihn kaum bemerken.

Der Jüngling schwamm in Vergnügen und voll Entzücken rief er ein Mahl über das andere: o, wie wohl ist mir! wie herrlich ist diese Gegend: noch nie bin ich einen so schönen Weg gegangen! Der Greis antwortete ihm: „Siehst du jenen Hügel, der in der Ferne vor uns liegt. — unser Weg führt uns dahin, und wir müssen ihn übersteigen. — „O,

der Hügel ist ja noch weit von uns entfernt! antwortete der Jüngling, wir werden so bald noch nicht dahin kommen; und wenn wir ihn auch übersteigen müssen: so glaube ich nicht, daß es so gar mühsam seyn wird, es ist ja nur ein kleiner Hügel, mit dem es nicht viel zu bedeuten hat. —

Indem sie noch so mit einander sprachen, fing der Weg schon an, etwas unebener und rauer zu werden. Anstatt, daß er sich vorher durch liebliche Blumenfelder schlängelte; so mußten sie jetzt oft über spitzige Steine und zwischen Dornen hingehen; zuweilen verlohr sich der Weg ganz und kam endlich auf einem dürren steinigen Erdreich wieder zum Vorschein. Die Sonne, welche die Reisenden anfänglich durch ihre milden Strahlen nur erwärmt hatte, stieg nun höher herauf, und fing an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herab zu schießen. Alle Annehmlichkeiten, die sie vorher so reichlich genossen hatten, verschwanden.

Nun näherten sie sich auch dem Hügel, aber dieser, der Anfangs nur klein schien, vergrößerte sich mit jedem Schritte, und stellte sich endlich als einen steilen hohen Berg dar.

Schon der Anblick erfüllte den Jüngling mit Schrecken. Jetzt fing er an, den Muth sinken zu lassen; wurde niedergeschlagen und verzagt. Er fragte den Greis, ob sie nicht um den Berg herum gehen können, weil es doch wohl bei dieser brennenden Sonnenhitze unmöglich wäre, ihn zu übersteigen. — „Ja, antwortete sein Führer, hier geht gleich ein Weg ab, der schlängelt sich um den Berg herum. Schon mancher, den ich in die schöne Stadt habe bringen wollen, hat mich hier verlassen, und diesen Nebenweg erwählt, weil er nicht Muth genug hatte mir zu folgen, und den Berg zu übersteigen; er ist aber auch nie in die schöne Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin auch du gedenkst. Es steht dir frei, ob du mich hier verlassen und den Nebenweg gehen willst; wenn du aber glaubst, daß ich es gut mit dir meine: so folge mir nach! — „Der Jüngling hatte ein Zutrauen zu dem Greise, und folgte ihm.

Als sie nun bei dem Berge ankamen, so war er wirklich nicht so steil, wie er ihnen noch vor kurzem geschienen hatte. Dessen ungeachtet ward es dem Jünglinge sauer, und

er wollte immer ein wenig ausruhn; der redliche Greis aber redete ihm liebreich zu und sprach ihm Muth ein: „Sey nur getrost, mein Sohn, wir kommen nun bald auf den Gipfel des Berges; bergunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, das dir gewiß Freude machen wird. — Da quillt das reinste Wasser aus dem Felsen, und überall prangen Bäume mit den lieblichsten Früchten. Wenn wir diesen Berg erst werden überstiegen haben, dann wollen wir uns in jenem schönen Thale erquicken.

Wenn nun der Jüngling träge und müde wurde, so dachte er nur an das anmuthige Thal, und mit einem Mahle gewann er wieder Munterkeit und Frohsinn, und setzte seinen Weg mit neuen Kräften fort. Auf diese Art erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Jetzt konnten sie den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten: man konnte auch deutlich bemerken, wie der Weg, der sich unten um den Berg zog, von der rechten Straße abging und zuletzt auf einen schauervollen Abgrund führte, den man nur von die-

ser Höhe, nicht aber unten auf dem Wege sehen konnte. Der Jüngling drückte dankbar seinem Wohlthäter die Hand, daß er ihn von diesem Wege abgerathen, und auf den rechten geführt hatte.

Nun sahen sie das anmuthige Thal vor sich, weiter hin aber in der Ferne war es, als ob sich noch mehrere Berge zeigten, wovon einer immer höher, als der andere, war. — „Laß dich durch dies angenehme Thal nicht zu sehr anlocken, sagte der Greis, und bedenke, daß wir uns darinn nur erquicken und von unserer Arbeit erholen wollen, damit wir hernach über jene vor uns liegende Berge unsere Reise weiter und desto munterer fortsetzen können: denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken; sondern wir erquicken uns, um weiter zu reisen.“ — So kamen sie unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnuugen in das schöne Thal hinab.

Sie setzten sich unter einen schattigen Baum, labten sich an einer Quelle und an den lieblichen reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe von den Bäumen abpflicken konnten. „So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit,

sprach der Greis; aber die Arbeit nach dem Genusse ist es nicht weniger: drum laß uns nun aufstehen, und unsere vorhabende Reise fortsetzen, denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel, die schöne Stadt, erreichen."

Sie setzten ihre Reise weiter fort, und sie ging ihnen gut von statten. Auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte ein anmuthiges Thal, in welchem sie sich wieder erholen und erquicken konnten. —

Endlich kam der Abend herbei, und sie kehrten in einer Herberge ein; am folgenden Morgen aber, so bald die Sonne aufging, waren sie schon wieder munter und reisefertig, und machten sich vergnügt auf den Weg.

Auf diese Art legten sie in einigen Tagen einen weiten Weg zurück, und ermunterten sich mit dem Gedanken, daß sie der schönen Stadt, wohin ihre Wünsche gerichtet waren, nun immer näher kämen.

Oft schien es, als ob sich der Weg in unabsehlichen Krümmungen verlöre; ehe man es sich aber versahe, schlängelte er sich wieder schön und gerade vor ihnen auf der Ebene hin.

Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg, den sie vor sich sahen, zu kommen; allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch unzählige Krümmungen im Gebüsche hinauf: so daß sie ihn wider alles Erwarten bequem ersteigen konnten.

Einst führte sie ihr Weg in einen tiefen Grund, von dessen beiden Seiten große Felsenstücke über sie herabhingen, welche jeden Augenblick den Einsturz drohten. Hier fing der Jüngling an, zu zagen; der ehrwürdige Greis aber sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch: denn die Felsen stürzten nicht über sie zusammen, und die drohende Gefahr verschwand. Das Zutrauen, welches der Jüngling schon Anfangs gegen den Greis hatte, wurde hierdurch noch vermehrt; ja er würde sich nun nicht von ihm getrennt haben, und wenn er auch durch ein Feuer mit ihm hätte gehen sollen.

An einem der folgenden Tage war es heiter und still um sie her; sie hatten eben einen mühsamen Weg zurück gelegt, und gingen auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den

Schweis ihrer Stirn abtrocknete. Da blickte der Greis den Jüngling freundlich an, und sagte: „Sey getrost! unsere Reise geht nun bald zu Ende; und ehe du vermuthest, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo dich unzählige Freuden erwarten. Aber — fuhr er fort, zittere nicht, wir müssen noch vorher durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blikken verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird. Dann halte dich nur fest an mich, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurch führen, und an den Ort deiner Bestimmung dich bringen."

Sie waren noch nicht weit gegangen, so erblickten sie schon das dunkle Thal, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen öffnete. Der Jüngling, voll Vertrauen auf seinen Führer, stieg an der Hand desselben muthig hinab. Und als es immer dunkler um ihn ward, und die Sonne und der Tag vor ihren Blicken verschwanden: da konnte er seinen Führer fast nicht sehen: er hielt sich aber fest an ihn. Und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester

an den Greis, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal. —

Mit einem Mahle erblickte er wieder die schöne Sonne; am Himmel glänzte der helleste Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

Denkt einmal dieser Geschichte recht nach, meine junge Leser, und sollte euch dies oder jenes nicht recht deutlich seyn: so bittet nur eure Aeltern oder Lehrer, daß sie sich mit euch darüber unterhalten.

No 19.

19.

Wer sich in der Jugend ordentlich und reinlich gewöhnt, bleibt es auch in ältern Jahren.

Philippine, ein junges aber erwachsenes Frauenzimmer, kann, so wie in allen andern Stücken, auch in der Ordnung und Reinlichkeit zum Muster dienen. Die Personen, die

sie von kleinauf gekannt haben, erzählen von ihr folgendes:

Von ihren frühesten Jahren an war sie ordentlich und fand Vergnügen daran, es zu seyn. Wenn sie des Morgens aufstand, so brauchte sie nicht erst die Mutter oder die Magd zu fragen wo ihre Schürze, ihr Halstuch, Kleid, Schnupftuch oder dergleichen wäre; sondern sie wußte alles selbst, denn sie hatte die Gewohnheit, daß sie Abends, wenn sie sich auskleidete, alle Sachen stückweise auf einen Stuhl legte, und diesen neben ihr Bett setzte. Ihre Bücher, die sie zur Schule brauchte, befanden sich ebenfalls in der größten Ordnung; und so auch ihre Sachen zum Spielen und Vergnügen. Sie wußte alles und jedes, was ihr gehörte, zu finden: denn alles hatte seinen bestimmten Platz; und wenn sie etwas brauchte, so kam es jedes Mahl wieder dahin. Es machte einem jeden Freude, die Behältnisse zu sehen, in welchen sie ihre Sachen aufbewahrte.

Es ist nicht ein einziges Mahl der Fall gewesen, daß sie der Unordnung wegen einen Verweis erhalten hätte! sondern schon als Kind liebte sie die Ordnung. Ja, sie gab

ihren ältern Schwestern und ihren Gespielinnen nicht selten Verweise, wenn sie in ihren Sachen unordentlich waren. Daher kam es auch, daß sie ihre Kleidungsstücke und ihre ganze kleine Habe weit länger in gutem und brauchbaren Stande erhielt, als die andern. Wenn diese ein neues Kleid, ein Paar Handschuhe u. s. w. brauchten: so war das Ihrige noch sehr gut. Wenn dies oder jenes etwas schadhaft geworden war, so wartete sie nicht erst, bis der Schade noch größer, und vielleicht zum ausbessern ganz unbrauchbar geworden war; sondern sie sorgte dafür, daß es gleich wieder zurecht gemacht und in den gehörigen Stand gebracht wurde.

Da sie die Ordnung so liebte, so war es natürlich, daß sie sich auch eben so sehr der Reinlichkeit befleißigte. Von Kopf bis zu den Füßen war alles, wie es seyn mußte! da sahe man keinen Fleck, keinen Schmutz; selbst alte, schon lange gebrauchte Sachen hatten noch das Ansehen, als wenn sie neu wären. Man muß nicht glauben, als wenn sie den Staat und Putz geliebt hätte; nichts weniger, als dies! sondern ganz einfach, aber immer reinlich ging

sie gekleidet. Mit ihren Büchern verfuhr sie eben so. Wenn sie eines derselben auch schon Jahre hindurch gebraucht hatte, so war es weder zerrissen, noch unsauber; und gewiß sie hatte fleißiger darin gelesen, und es emsiger benutzt, als die meisten ihrer Mitschülerinnen! — Da sich nun Philppine schon als Kind an die Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt hat, so ist sie es auch noch jetzt, und wird es ihr ganzes Leben hindurch seyn. Schon beim ersten Anblick siehet man dies. In ihren ganzen Anzuge bis auf das kleinste herrscht Ordnung und Reinlichkeit und der edelste Geschmack. Und wenn man sie in Gesellschaft von andern Frauenzimmern sieht, die in dem modigsten Anzuge, und mit theuerm und kostbarem Putz behangen sind: so behält die bescheidene Philippine in ihrem einfachen Anzüge vor allen andern den Vorzug.

Möchte doch Sabine ein Beispiel nehmen und sich nach jenem würdigen Frauenzimmer bilden! bis jetzt hat es leider noch nicht den geringsten Anschein. Wenn man einen Tag über auf ihr Benehmen aufmerksam ist, so hat man tausendfache Beweise von ihrer Unordnung.

Schon mit ihrem Erwachen fängt sich auch ihr unordentliches Wesen an. Da fehlt bald dies, bald jenes; da wird gesucht hier und da, und oft — gar nicht gefunden. Da wird nun die Schwester gerufen, oder die Mutter, ob sie dies und jenes nicht gesehen haben; oder die Magd muß kommen, alle Arbeit stehen und liegen lassen, und suchen. Ist diese nicht gleich willig dazu, so wird geschimpft und getobt. Erhält Sabine, wie ihr mit allem Recht gehört, Verweise: so wird auch wohl mit unter ein Stückchen geheult und geweint; kurz, es ist beinahe an jedem Morgen Toben und Lärmen, und die einzige Ursache ist — Sabinens Unordnung!

Wie es am Morgen geht, so gehts auch den Tag über noch öfter, und vorzüglich bei'm Schlafengehen. — „Wo ist meine Nachthaube? Hast du sie nicht gesehen? oder Mama, wissen Sie sie nicht? — die hat gewiß die dumme Dorthee weggelegt! ach, wo soll ich sie nun finden? — und mein Nachtkamisol — wo ist denn das? — ach, das ist doch was mechantes!„ Und nun geht erst recht das Toben und Lärmen an, und wenn sie nicht weiter kann: so stellt sie sich hin und weint.

Wenn ein Spaziergang oder Besuch gemacht werden soll, da ist ein wahrer Tumult. Schon ein paar Stunden vorher lärmt Sabine in der Stube umher, daß man sich die Ohren zuhalten möchte, ehe sie alle ihre Sachen zusammengebracht und sich in vollen Staat gesetzt hat; denn bei dem allen ist sie schon ein sehr eitles Geschöpf.

Es soll mich sehr wundern, ob die Ermahnungen, an denen es keinen Tag fehlt, etwas fruchten werden, und ob Sabine ordentlich werden wird. Ihr sollt es erfahren, meine kleinen Leser; und es wird Euch hoffentlich eben so wie mich freuen, wenn ich Euch werde eine recht gute Nachricht geben können.

Aber, lieben Kinder, les't das hier nicht bloß zu Euer Unterhaltung; sondern denkt auch darüber nach, da wohl manche unter Euch seyn mögen, welche die Ordnung und Reinlichkeit nicht so lieben, wie sie sollten. Wenn Ihr nur bedächtet, wie viele Mühe und wie manchen Verdruß Ihr euch ersparen könnet, wenn Ihr in allen Euren Sachen ordentlich seyd! — Machet noch heute, da ihr dies leset, einen Versuch, Eure Sachen in Ordnung zu bringen; fahret

morgen damit fort: und ihr könnet Euch darauf verlassen, daß Ihr Euch in einigen Tagen dabei recht wohl befinden werdet; Ihr werdet es bald einsehen, daß bei der Ordnung weit weniger Mühe ist, ais bei der Unordnung; es wird euch bald recht große Freude machen, wenn Ihr etwas von Euren Sachen gebrauchen wollt, und Ihr findet alles so hübsch an Ort und Stelle. Schon der bloße Anblick aller Eurer Sachen wird Euch Vergnügen gewähren; und habt Ihr Euch erst daran gewöhnt, so werdet Ihr auch gewiß nicht wieder davon abgehen, so wohl wird es Euch gefallen. Wenn Ihr Euch nun noch des Verdrusses und der Verweise erinnert, die Ihr Euch schon zugezogen habt, und die Euch schon manche Thräne mögen gekostet haben — wie weit angenehmer wird und muß es Euch nun seyn, wenn Ihr der Zufriedenheit Eurer Aeltern gewiß seyd; und die Versicherungen ihres Beifalls höret.

Mit der Reinlichkeit ist dies derselbe Fall. Gewöhnt Ihr Euch jetzt zur Reinlichkeit; haltet Ihr Euren Körper; Eure Kleidungsstücken und alle Eure übrigen Sachen sauber und

reinlich: so werdet Ihr es noch eben so machen, wenn Ihr älter seyd: „Jung gewöhnt, alt gethan“ wird Euch wohl bekannt seyn. — Wenn Ihr Euch im Gegentheil jetzt diese und jene Unreinlichkeit erlaubt, so wird es euch äußerst schwer werden, Euch in der Folge davon zu entwöhnen; ja es wird nie geschehen. —

Da lebt noch jetzt ein gewisser Mann, der zwar angesehen und reich ist; aber sein vornehmer Stand und sein Reichthum schützt ihn gegen die Spöttereien, die hinter seinem Rücken gesagt werden, und — er verdient sie würcklich, denn er ist gewöhnlich so unreinlich, daß man ihn nicht ohne Ekel ansehen kann. Sein Gesicht, seine Hände, seine Kleidung, — kurz alles verursachet einen höchst widrigen Anblick. In seinem ganzen Hauswesen herrscht eben diese Unreinlichkeit und Unordnung. In den Stuben steht und liegt nichts, wo es stehen und liegen sollte; die Fußboden sehen so aus, daß man glauben sollte, man wäre in einer Gastwirthsstube; Tische, Stühle und die übrigen Sachen sind mit Staube bedeckt, daß man sich scheuet, sie zu berühren.

Es kommt freilich diesem Manne nicht zu, diese Sachen selbst zu reinigen: allein seine Dienstboten sind ebenfalls unordentlich und unsauber; und Personen, die zur Ordnung gewöhnt sind, mögen gar keine Dienste bei ihm nehmen.

So war auch vor zwei Jahren der Fall, daß ein junger Mensch wegen seiner Unordnung und Unsauberkeit eines gehofften Glücks verlustig ging. Wahr ist es, es fehlte ihm nicht an Geschicklichkeit; er hatte sich viele Wissenschaften erworben; allein — Ordnung und Reinlichkeit — diese beiden Tugenden, fehlten ihm ganz. Ein großer Mann, der die Geschicklichkeit des jungen Menschen hatte rühmen hören, wünschte ihn zu sehen und zu sprechen, mit dem Vorsatze, sein Glück zu machen. Er mußte vor ihm erscheinen, aber — der Mann erschrack nicht wenig, da er einen Menschen vor sich sahe, dessen Anzug und ganzes Aeußere Unordnung und Unreinlichkeit im höchsten Grade verrieth. Er ließ den widrigen Einfluß, den sein Aeußeres machte: nicht undeutlich merken; aber der junge Mensch, statt

„Ja allerdings wahr — antwortete er — aber du hast einen wichtigen Zusatz vergessen: ihnen nur bisweilen zuzusehen. Denn, meine Tochter, aus dem oft wiederholten Zusehen kann der größte Schade entspringen: nach und nach scheint uns das gut und schön zu seyn, was uns vorher thöricht und abgeschmackt schien, und so wie uns jene Personen Anfangs als Thoren vorkamen: so erscheinen wir Andern eben so.

Ulrike trug nie wieder Verlangen, auf die Maskerade zu gehen.

Nachschrift.

Mit recht herzlichem Vergnügen kann ich Euch, meine jungen Leser, die Versicherung geben, daß Emilie S. von welcher ich Euch auf der 69. Seite erzählt habe, seit der Zeit, als ich dieses kleine Buch zum ersten Mahle drucken ließ, sich in diesem Stücke sehr gebessert hat. Sie ist bei weitem nicht mehr so zaghaft, wie sonst; sie kann im Finstern, ohne alles Licht, so gut, wie im Hellen verweilen; sie hat seit der Zeit noch nicht ein einziges Mahl Veranlassung gegeben, daß man ihr einer thörichten Furcht wegen hätte Verweise geben, oder sie auslachen müssen. Es wird mir aber eine große Freude seyn, wenn ich Euch nächstens auch von dem ganzen übrigen Betragen dieser Emilie S. recht viel gutes werde erzählen können.

Berlin,
gedruckt bey Joh. Wilh. Schmidt.
wohnhaft in der Schützenstraße.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moral in Beispielen für die Jugend

Berlin 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.381
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301540-0